Bibliothek der Geschichte der Menschheit.

Homo sum, humani nihil a me alienum puto.

Zweyter Band.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1780.

Fortsetzung

des Auszugs aus der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, dritter Band S. 595 und ff. und vierter Band S. 1 und ff., wo die Verfasser derselben eine Beschreibung von Guinea aus verschiedenen Nachrichten zusammen getragen haben.

Siebenter Abschnitt.

Bewohner der Goldküste.

Erstes Kapitel.

Von ihrer Person, Gemüthsart und Kleidung.

Die Goldküste liegt innerhalb fünf Graden von der Linie. Ihre Bewohner sind gemeiniglich von mittlerer Statur, von starken Gliedern, und wohl gebauet. Sie haben ein schönes länglichrundes Gesicht, blitzende Augen, kleine Ohren, und große und dicke Augenbraunen. Ihr Mund ist nicht gar zu groß. Ihre Zähne sind ungemein rein, weiß und wohl geordnet. Die Lippen sind roth und frisch, und nicht so dick, als der Angolaschwarzen ihre, noch auch ihre Nasen so platt. Sie haben vor ihrem dreyßigsten Jahre wenig Bart; ihre alten Männer aber tragen ziemlich lange Bärte. Sie sind gemeiniglich breitschulterig, mit starken Armen, dicken

Händen, langen Fingern und langen krummen Nägeln. Sie haben einen kleinen Bauch, lange Beine, große breite Füße mit langen Zehen, starke Hüften und wenig Haare auf ihrem Leibe. Obgleich ihre Haut nicht recht schwarz ist; so ist sie doch stets glatt und weich. Sie sind von einer hitzigen Natur. Ihr Magen kann die gröbsten Speisen vertragen. Sie sind sehr sorgfältig, am Morgen und Abend ihren Leib zu waschen, und sich mit Palmöle zu salben. Dieses halten sie für gesund, und insbesondere für ein Verwahrungsmittel gegen die Würmer, die bey ihnen gern zu wachsen pflegen. Einen Bauchwind oder einen Rülps fahren zu lassen, halten sie für einen großen Greuel, und sie würden eher sterben, als dergleichen thun.

Diese Schwarzen können leicht etwas fassen, und haben ein gutes Gedächtniß. In der größten Arbeit lassen sie keine Verwirrung blicken, sie sind aber faul und träge; so daß nichts, als die höchste Noth sie fleißig machen kann. Sie scheinen bey Glück und Unglück gleichgültig zu seyn, und ohnerachtet sie sehr geizig sind; so lassen sie doch bey dem Verluste ihres Vermögens keinen Kummer merken. Alle

sind

sind durchgängig verschlagen, betrügerisch, und sowohl dem Diebstahle als dem Geize, der Schmeicheley, der Trunkenheit, der Fresserey und der Wollust ergeben. Sie sind neidisch und eigennützig, und zanken sich um der geringsten Kleinigkeit willen mit einander. In ihrer Aufführung sind sie stolz, und schlechte Bezahler.

Die Frauenspersonen sind gerade, von mittlerer Größe, und ziemlich dick. Sie haben kleine runde Köpfe, blitzende Augen, meistentheils hohe und etwas krumme Nasen, langes krauses Haar, einen kleinen Mund, feine wohl geordnete weiße Zähne, einen vollen Hals, und eine schöne Brust.

Sie sind sehr scharfsinnig und witzig, ungemein gesprächig, und werden von den Europäern eben so üppig vorgestellt. Sie sind geizig, dem Stehlen ergeben, und sehr stolz. Inzwischen sind sie gute Hausfrauen, und nehmen alle Mühe über sich, ihr Korn und Mehl zuzubereiten, und ihre Töchter bey Zeiten dazu anzuhalten. Sie sind sehr zärtlich gegen ihre Kinder, sehr mäßig in ihrem Essen und Trinken, und rein und sauber an ihrem Leibe. Sie verkaufen den Europäern ihre Gewogenheiten

sehr theuer, wissen ihre Liebhaber sehr gut zu berupfen, und unterlassen nichts, um ihnen zu gefallen.

Männer und Frauen tragen große Sorge, ihre Zähne, die wie Elfenbein sind, vor aller Fäulniß zu bewahren, und zu dem Ende reiben sie sie mit einem dazu dienlichen Holze, welches ihnen eine vortreffliche Weiße giebt. Sie lassen ihre Nägel zuweilen so lang als eins von den Gliedern ihres Fingers wachsen; denn je länger sie sind, desto ansehnlicher sind sie, und desto mehr werden sie geachtet. Sie halten sie dabey sehr reinlich, und diese Nägel sind ihren Kaufleuten oftmals sehr nützlich, und dienen ihnen, wenn sie ihre Löffel nicht haben, ihren Goldstaub aufzunehmen, und jeder Nagel hält davon eine halbe Unze.

Sie pflegen ihre Haut nicht so zu ritzen, wie andre Negern thun. Die Fläche ihrer Hände und ihre Fußsohlen fallen ins Weißliche. Im dreyßigsten Jahre sind sie in ihrer größten Schwärze: wenn sie aber gegen siebenzig oder achtzig kommen; so fängt ihre Farbe an zu vergehen, und ihre Haut wird blaß und gelb, welk und schlaff, wie runzlichtes spanisches Leder.

Sie

Sie sind sehr scharfsichtig, und können die Sachen in einer großern Entfernung zur See sehen, als die Holländer. Sie sind klug, und verstehen sich so gut auf den Handel, daß sie die Europäer übertreffen. Auf der andern Seite sind sie neidisch und boshaft, und können sich dermaßen verstellen, daß sie ihren Haß und Groll einige Jahre lang verbergen.

Sie sind verwegne und unverschämte Bettler, und was sie auf diese Art gewinnen, das theilen sie andern freygebig mit, ob sie gleich sonst an dem, was ihnen zugehört, sehr fest kleben.

Dem Frauenzimmer sind sie sehr ergeben, so daß die Franzosenkrankheit hier sehr häufig ist, die sie aber nicht achten. Kälte können sie nicht ertragen, und die Nässe vermeiden sie sorgfältig, indem sie nichts Nasses auf ihrem Leibe leiden können.

Sie sind außerordentlich geschickt im Stehlen. Indessen steht doch darauf eine so große Strafe, daß sie sich nicht unterstehen, einander zu bestehlen. Wenn auch in irgend einer Stadt ein Diebstahl geschehen ist; so bezeigen die Leute einen sehr großen Widerwillen dagegen. In der Nacht geschehen indessen doch zu

Zeiten dergleichen. Die Holländer aber zu bestehlen, halten sie für kein Verbrechen; sondern sie wissen sich vielmehr recht viel damit, daß sie diese berücken können, und sehen es als einen Beweis ihrer Geschicklichkeit und Verschlagenheit an. Zu dem Ende bringen sie, wenn sie an Bord der holländischen Schiffe gehen, eine starke Gesellschaft mit, und haben große Körbe, die sie Ahasso nennen. Darauf setzen sie sich zu dem Schreiber oder Hauptmanne, und untersuchen die Güter, indem sie vorgeben, daß ihnen vielerley fehle. Wenn nun der Hauptmann hoffet, einen guten Markt zu halten, und seine Waaren auslegt; so sind sie aufs Stehlen bedacht, und bringen weg, was sie können. Und dieß thun sie mit einer erstaunlichen Fertigkeit in den Händen. Die Reichen sowohl, als die Armen, geben sich damit ab, und diejenigen, die drey oder vier Pfund Gold, oder noch mehr an Gütern auslegen können, sind eben so geneigt zu stehlen, als die andern, ob sie es gleich nicht nöthig haben. Wenn ihnen aber etwas genommen wird, so machen sie einen großen Lärm deswegen.

Wer-

Werden sie auf der That ertappt; so entschuldigen sie sich damit, daß sie sagen, die Europäer wären übermäßig reich, und man erzeigte ihnen daher noch eine Güte, wenn man sie bestöhle, weil man sie dadurch geschwinder nach Hause schickte: sie aber müßten sich selbst versorgen, da sie arm, und von allen Dingen entblößt wären. Weil aber dergleichen Entschuldigungen sie von einer derben Tracht Schläge nicht frey machen, wenn man sie ertappt; so werden sie von den andern wegen ihrer Pfuscherey, daß sie ihre Sachen nicht besser gemacht haben, ausgelacht. Wenn sie daher befürchten, sie möchten entdeckt werden, so springen sie über Bord, und man kann alsdann gewiß seyn, daß man sie niemals wieder sehen wird.

Sie haben ein unvergleichliches Gedächtniß. Denn ob sie gleich weder lesen noch schreiben können; so führen sie doch ihren Handel mit der größten Richtigkeit, so daß man oft einen von ihnen vier Mark Goldes für zwanzig verschiedene Personen ausgeben sieht, deren jede fünf oder sechserley verschiedne Güter nöthig hat: und dieß thut er ohne den geringsten Anstoß oder Irrthum. Ihre Geschicklichkeit er-

hellet aus ihrer Fertigkeit im Handel. In ihrer Aufführung sind sie sehr stolz. Sie gehen mit zur Erde geschlagenen Augen vor sich weg, sehen sich selten um, oder bekümmern sich um jemand, wofern sie nicht mit einer Person von höherm Range reden. Gegen Niedere aber werden sie kaum ein Wort verlieren, es sey denn, daß sie ihnen befohlen, das Maul zu halten, als ob sie es für Schande hielten, mit ihnen umzugehen. Gegen Fremde sind sie in der That sehr höflich und demüthig, damit sie ihnen wieder ehrerbietig begegnen, welches sie sehr gern haben. Ihre Kaufleute, die insgesammt Edelleute sind, haben einen Sclaven bey sich, der ihnen einen Stul nachträgt, damit sie sich niedersetzen können, wenn sie mit jemand reden.

Ihr Unglück zeigen sie blos dadurch an, daß sie ihren Kopf bedecken und scheren. Bey ihren Begräbnissen schmausen sie, und wenn sie ihr Land in Flammen sehen sollten, so würden sie sagen: laß es brennen! und sich dadurch in ihrem Singen, Tanzen und Saufen nicht im geringsten stören lassen. Bey ihrem Kummer und bey ihrer Nothdurft sind sie gleich unempfindlich, singen bis sie sterben, und tanzen

bis in ihr Grab. Ob sie gleich sehr begierig sind, Geld und Güter zu häufen; so kann man es doch, wenn sie solche hernach insgesammt wieder verlieren, nicht in ihrer Aufführung wahrnehmen, und sie lassen sich dadurch nicht eine Stunde von ihrer Ruhe rauben.

Das Schlimmste an ihnen ist, daß sie weder Menschenliebe noch Zuneigung haben. Sie geben einem verwundeten Menschen kaum einen Tropfen Wasser, sehen einander ohne Mitleid und Kummer sterben, und ihre Frauen und Kinder sind die ersten, die sie in solchen Umständen verlassen. Nichts kann die Wildheit dieser Völker besser zeigen, als die Hintansetzung ihrer Freunde zur Zeit der Krankheit. Es ist eine eingeführte Gewohnheit, daß sie ihnen keinen Beystand leisten. Die Frauen verlassen bey dieser Gelegenheit ihre Männer, die Kinder ihre Eltern, wenn sie keine Sclaven haben, die ihnen aufwarten, oder kein Geld, andre zur Bedienung zu miethen. Diese Verlassung wird auch für keine Schande angesehen, noch für unrecht gehalten: denn wenn sie wieder genesen; so leben ihre Frauen und Kinder wieder so gut mit ihnen, als wenn sie gehörig ihre Pflicht gethan hätten.

Die Kleidung der Reichen ist verschieden, besonders was ihren Kopf betrifft, womit sie am meisten Staat machen. Aber dieß ist das Geschäft der Frauen. Einige tragen ihr Haar sehr lang, gekräuselt und zusammengeflochten: andre tragen es in kleinen Locken, schmieren es mit Palmöle und einer Art von Farbe, und machen sie wie eine Rose oder Krone. Sie bedecken solche mit goldenem Spielzeuge und einer Art von Korallen, die sie Conta de Terra nennen, und zuweilen dreymal höher schätzen, als das feinste Gold. Sie bedienen sich auch zu ihrem Putze einer Art von blauen Korallen, die von Benin gemacht, und wenn sie von einiger Dicke sind, dem Golde gleich geschätzt, und nach dem Gewichte verkauft werden.

Einige scheren sich alle ihre Haare ab, und lassen nur einen Theil, ohngefähr einen Zoll breit, in der Gestalt eines Kreuzes oder eines halben Mondes, oder eines Zirkels, stehen. Sie tragen auch einen oder mehr kleine enge Kämme, von zwey, drey, oder höchstens vier scharfen Zähnen in ihren Haaren. Diese stecken sie durch ihre Haarkronen oder Rosen, und kratzen sich damit, wenn es nöthig thut, um ihren

ihren Haarputz nicht in Unordnung zu bringen, welcher einige Zeit erfordert, um ihn zurecht zu machen.

Einige lassen ihr Haar oder vielmehr ihre Wolle wachsen, andre scheren sie oft ab, nach ihrer verschiedenen Gewohnheit. Junge Leute scheren gemeiniglich ihren Kopf oft, waschen ihn alle Morgen, und salben ihn mit Palmöle, um ihn vom Ungezieser frey zu halten, dem sie sehr unterworfen sind.

Einige tragen Hüte, die sie von den Europäern kaufen, oder die sie sich selbst aus Binsen, Ziegen- oder Hundefelle zubereiten, indem sie die Häute naß machen, und sie über hölzerne Klötze ziehen, um ihnen die Gestalt zu geben. Diese Hüte oder Mützen zieren sie mit kleinen Ziegenhörnern, goldenen Tändeleyen, oder Fäden von der Rinde ihres Fetischbaumes, und einige setzen auch noch Nägel von Meerkatzen hinzu. Es geht niemand, die Sclaven ausgenommen, mit bloßem Kopfe, und dieß ist das Zeichen, woran man diese erkennt.

Ihren Hals, ihre Arme und Beine schmücken sie mit Schnüren von den feinsten venetianischen Glasknöpfen, mit Golde und der Conta

ta de Terra, oder den andern obgedachten blauen Korallen untermengt. Sie tragen solche so dick um ihre Hüften, daß ihre Blöße dadurch hinlänglich würde bedeckt werden, wenn sie keine Kleider trügen, und dieß um so viel mehr, da sie auch beständig einen Gürtel umhaben. Einige von diesen Ketten oder Schnüren sind über hundert Pfund werth. Sie bilden sich auch sehr viel damit ein, wenn sie breite elfenbeinerne, goldene oder silberne Bänder und Ringe an ihrem Arme tragen. Einige haben drey oder vier solcher elfenbeinerner Ringe, einen über dem andern, an einem Arme.

Die gemeine Kleidung der Mannspersonen besteht aus drey oder vier Ellen Sammte, Sattin, Leinwand, Perpetuanas, Soye oder indischem Stoffe. Dieses nennen sie Paan (Pagne), winden es in eine kleine Breite zusammen gerollet um ihren Leib, und machen es fest; so daß es von dem Nabel hinab hängt, und die Beine halb bedeckt.

Ihre Kaufleute tragen ein Stück Taffend oder feinen indianischen Damast, zwey oder drey Ellen lang, welches rund um ihre Hüften geschlagen ist, so daß die Zipfel davon vorn und hinten bis fast auf die Erde hinunter hängen.

gen. Zuweilen schlagen sie noch ein ander Stück Stoff um sich, von ihrer Brust bis mitten an den Schenkel, oder werfen es auch queer über die Schultern, wie einen Mantel. Dabey führen sie in der Hand zwey oder drey Lanzen.

Die Junggesellen kleiden sich prächtig. Die Kaboschiren aber, oder die vornehmsten Schwarzen, tragen, wie die an der Quaquaküste, blos ein Stück Zeug um ihre Hüften, eine Mütze von Thierhäuten auf ihrem Kopfe, einen Stab in der Hand, und eine Schnur Korallen um den Hals, so daß sie eher arm als reich aussehen.

Die Kleidung der gemeinen Leute ist eben so verschieden, aber arm und gemein. Einige tragen eine oder zwey Ellen grobes Zeug von ihren eignen Landzeugen; andre bedienen sich einer Art von Lappen, die zwischen ihre Schenkel durchgezogen, und mit einer Schnur rund um die Mitte zugebunden wird. Die Fischer tragen gemeiniglich eine Mütze von Thierhäuten oder Binsen, oder einen alten abgetragenen Hut, den sie von den Schiffsleuten gekauft haben. Dieser ist ihnen sowohl in dem heißen, als im kalten regnigen Wetter sehr

nütz-

nützlich. Die Kinder von beyderley Geschlechte werden selten vor dem achten oder zehnten Jahre bekleidet. Sie gehen auch wohl bis ins zwölfte oder funfzehnte Jahr nackend. An einigen Orten tragen die Mädchen keine Pagnes, bis sie verheirathet sind; so daß, wenn sie häßlich sind, oder aus andern Ursachen keinen Mann bekommen, sie im dreyßigsten Jahre noch ganz nackend gehen.

Ehe die Portugiesen und Holländer hierher handelten, wußten die Frauen wenig von Schmuck und Kleidung, und giengen nackend, bis zu ihren mannbaren Jahren, mit den Mannspersonen um. Als sie aber sahen, daß dieses den Europäern misfiel; so fiengen sie an, die Kunst zu lernen, sich zu putzen, damit sie in ihren Augen angenehm seyn möchten. Nach und nach lernten sie die Eitelkeit und Pracht, ihre Haare auf verschiedene Weise zurecht zu machen, und ein Vergnügen daran zu haben, sich im Spiegel zu besehen. Die Kämme, die sie in den Haaren tragen, nehmen sie mit der linken Hand heraus, wenn sie einander grüßen, und stecken sie darauf wieder ein: ein Zeichen einer großen Ehrerbietung unter ihnen. Die jungen Frauenspersonen geben

ben sich alle Morgen viele Mühe, sich zu waschen und zu kämmen, ihr Haar mit Palmöle zu salben, und es mit Bändern zu zieren, wenn sie solche haben, oder auch mit kleinen Goldflinkern, und einer Art von rothen Muschelschalen, die hier gemein ist.

Sie machen drey oder vier Einschnitte in ihre Stirn, wie auch nahe bey den Ohren und Augenbraunen, die sie mit mancherley Farben malen, und ihre Gesichter dabey mit vielen weissen Flecken auszieren, die wie Perlen aussehen. Sie schneiden auch ihre Haut an den Armen und um die Brust mit Figuren, und legen alle Morgen, wenn sie aufstehen, frische Farben auf; so daß sie wie ein Stück geblümter Dammast, oder wie ein buntes Brusttuch aussehen. Dieß alles geschieht mit einem heissen Eisen.

Sie tragen kleine Ohrringe von Erz, Kupfer, Zinn oder Blech, künstlich gearbeitet, und kupferne, erztene oder elfenbeinene Bänder an ihren Armen und Füßen. Die unverheiratheten Mädchen tragen viele eiserne Ringe, dünn und niedlich gemacht, um ihre Arme, zuweilen dreyßig oder vierzig an einem Arme.

Sie tragen Hals- und Armbänder von Glasknöpfchen, die zu Ehren ihres Fetisches mit kleinen Goldstückchen geziert, und mit gewissen Gebeten geweihet sind. An den dünnen Theilen ihrer Beine tragen sie Ringe, Kleinodien, Korallenschnüre oder die Rinde von dem ihrem Fetische geheiligten Baume. In das Band, sonderlich in das rothe, sind sie sehr verliebt. Die goldnen Ringe und Ketten, die einige tragen, sollen auf funfzig Mark am Golde werth seyn.

Was die Kleidung betrifft, so tragen sie ein Stück Leinwand, eine halbe Klafter lang, rund um ihren Leib, von der Brust bis an die Knie, welches mit einem Gürtel, von rothem, blauen oder gelben Zeuge befestigt ist. An diesen hängen sie ihre Messer, Beutel und Schlüssel bundweise zur Pracht, wenn sie gleich nicht eine einzige Kiste oder Lade zu Hause haben. Sie hängen auch einige Ringe von Stroh oder Zweigen daran, die mit Bohnen und Glasknöpfchen durchflochten sind, welche sie an einem Faden oder Drate, als Fetische, befestigt haben. Einige bedecken sich mit Matten, die aus Baumrinden gemacht sind, um ihre Blöße zu verbergen.

Dieß

Dieß ist ihre Hauskleidung. Wenn sie aber zu Markte oder sonst ausgehen, so waschen sie sich erst, und dann legen sie einen Gürtel von neuem Leinenzeuge an, und werfen über solchen ein Stück Leinewand oder Zeug, welches ihren Leib von der Brust bis auf die Fersen bedecket, so wie ein Schlafrock. Zuweilen lassen sie den einen Arm bloß, und führen in der Hand eine in die Höhe gehobene hölzerne Schüssel. Wenn sie nach Hause kommen; so kleiden sie sich wieder um. Ueberhaupt sind sie sparsamer und mäßiger als die Mannspersonen.

Wenn die Frauen ihrer Hauptleute oder Kaufleute ausgehen; so haben sie ein Stück Taffend oder Seidenzeug um ihre Hüften, welches ihnen von der Brust bis mitten an die Beine geht, und hinten wie ein Wulst ausgestopft ist. Ihre liebsten Farben sind roth, blau und violet. Sie haben gemeiniglich ein Bund Schlüssel an ihrem Gürtel, mit Ringen von Elfenbeine oder Golde, und so viele Ringe anstecken, daß sie zuweilen ihre Finger ganz verbergen. Wenn sie nach Hause kommen; so legen sie das alles beyseite, und ziehen ein kleiner Stück von grobem Zeuge an, welches

ihnen von dem Nabel ein wenig über das Knie geht.

Die gemeinen Frauenspersonen, die sich zur Wollust brauchen lassen, tragen kupferne Ringe um ihre Beine und Knöchel, mit Glocken daran, so daß man sie von weitem hören kann. Nach dem Berichte eines andern Reisenden aber haben sie keine besondere Kleidung, und sind überall willkommen, aber sie sind die eigennützigsten und geizigsten Weibsstücke von der Welt.

Ob sie gleich den Staat und Putz lieben, so sind sie doch sehr sorgfältig in Ansehung ihrer Kleidung, und tragen solche nicht anders, als bey außerordentlichen Gelegenheiten, und legen solche sogleich weg, wenn sie nach Hause kommen. Sie sind gleichfalls so haushälterisch, daß sie nichts überflüßiges oder schlechtes kaufen werden, sondern solche Zeuge aussuchen, die die stärksten sind, und am längsten halten.

Sowohl Manns- als Frauenspersonen sind sehr reinlich, und waschen ihren Leib verschiedenemal des Tages, wo sie Gelegenheit dazu haben. Sie baden sich, sobald sie aufstehen, und bauen daher ihre Häuser und Dörfer gemeini-

meiniglich dicht an der See, oder an den Ufern eines Flusses. Ihre Kinder laufen, so bald sie gehen können, nach dem Wasser, wie die Enten. Dadurch lernen sie von Kindheit an schwimmen, und werden vortreffliche Taucher.

Es giebt an der Goldküste eine Art Leute, Mulatten genannt, welches ein Geschlecht ist, das von Negerfrauen mit Europäern gezeugt worden ist. Diese Bastardbrut ist ein Haufe der schändlichsten Bösewichter, die weder den Negern, noch einander selbst treu sind. Sie nehmen den Namen der Christen an, ob sie gleich in der That so große Abgötter sind, als einige an der Küste. Die meisten Frauenspersonen darunter sind öffentliche Huren der Europäer, und halten heimlich mit den Negern zu. Kurz, was nur böses unter den Europäern und den Negern ist, das ist bey ihnen vereinigt; so daß sie gleichsam der Abschaum von beyden sind.

Diese Mulatten oder Tapoyer (Tapoger), wie die Schwarzen sie nennen, sind von einer schwärzlich gelben oder braunen Farbe, weder weiß noch schwarz. Mit der Zeit werden ihre Leiber sprenklich, mit weißen, braunen und gelben Flecken, wie die Leoparden, denen sie

in ihrer wilden Natur gleichen. Sie sind entsetzlich häßlich, wenn sie alt werden, besonders die Frauenspersonen.

Zweytes Kapitel.

Von den Gebäuden, dem Hausrathe und den Speisen der Bewohner der Goldküste.

Ihre Städte und Dörfer bestehn aus verschiedenen Hütten, welche haufenweise hin und wieder zusammen stehen. Diese machen nach ihrer Stellung so viele enge und krumme Gassen, die insgesammt wieder auf einen offenen Platz gehen, der gemeiniglich mitten in der Stadt gelassen wird, und sowohl zu einem Markte als zu einem Lustplatze für die Einwohner dienet.

Die innländischen Städte und Dörfer sind gemeiniglich besser, als die an der Küste, ob sie gleich weder mit einem Walle, noch mit Pfälen umgeben sind, wie die der Sanaganegern ihre. Ihre vornehmste Stärke besteht in ihrer Lage auf einem felsigen hohen Boden, oder in einem niedrigen sumpfigen Lande, selten

ten an einem Flusse oder Bache; und man kann nur durch einige enge und beschwerliche Fußsteige, oder durch dicke Wälder hinzukommen. Die Städte an der Küste liegen gemeiniglich auf einem dürren unfruchtbaren Boden, oder einem flachen Felsen, oder einem kiesigen und sandigen Grunde. Die innländischen Städte sind reicher, und schöner an Gebäuden, breiter und volkreicher; sie haben aber weder Thore, Castelle noch Wälle zur Vertheidigung, und liegen für einen Einfall ganz offen. Die Kaufleute, welche daselbst leben, treiben einen grössern Handel, als die an der Küste. Die letztern sind nicht so reich, und gemeiniglich nur Dollmetscher, Unterhändler, Träger oder Fischer, und die Diener oder Sclaven derjenigen, welche im Lande leben.

In ihren Seestädten findet man wegen der engen Straßen und des häufigen Kothes, weder Schönheit noch Reinlichkeit. Die Enge der Straßen macht, daß es sehr beschwerlich ist, darinn zu gehen, vornehmlich bey Regenwetter, wenn das Wasser von den niedrigen Dächern abträufelt. Der Gestank aber ist darinn noch unerträglicher, indem die Schwarzen in diesen engen Straßen nicht nur ihre

Nothdurft verrichten, und sie voller Misthaufen machen, sondern auch eine große Menge stinkender Fische um ihre Häuser herum haben. Der Geruch davon ist sogar am Bord der Schiffe, zwey oder drey englische Meilen davon, vornehmlich zur Nachtzeit, widerlich, wenn die Landwinde vom Ufer blasen.

Wegen dieser Unsauberkeit wohnen die Könige gemeiniglich in den Städten auf dem Lande, wiewohl nicht weit von der Küste. Doch haben sie ihre Statthalter in den Häfen. Eine andre Beschwerlichkeit bey regnigem Wetter ist es, daß die Straßen in keiner von den Städten an der Küste gepflastert sind, den Marktplatz zu Mina und Cape Corse ausgenommen. Die Schwarzen haben auch keine sonderliche Lust, Bäume zu pflanzen, um ihren Häusern Schatten zu geben, wie sie doch leicht thun könnten, außer zu Axim, wo sie viele und hohe Bäume rund um die Stadt und in der Stadt haben, welche den Leuten zu vieler Erfrischung dienen.

Bey Erbauung ihrer Flecken haben sie nicht im geringsten auf eine angenehme Lage Acht. Sie wissen nichts von einer schönen Aussicht und einem lieblichen Spaziergange. Sie suchen

chen unfruchtbare rauhe Oerter aus, worauf sie bauen, und verachten wohl bepflanzte Hügel, angenehme Thäler und schöne Flüsse, die sie in großer Menge haben, die ihnen aber weder zum Gebrauche dienen, noch einiges Vergnügen machen. Sie sind eben so gleichgültig und sorglos, Wege zu machen, welche meistentheils rauh sind, und ohne Noth krumm gehen. Ein Weg, der nicht über zwey Meilen lang seyn dürfte, ist wegen seiner Krümme und Ungleichheit oftmals drey lang. Und obgleich die Holländer ihnen dieß oft gezeigt haben; so wollen sie doch solchem nicht abhelfen, ohnerachtet es mit sehr weniger Mühe geschehen könnte.

Die Häuser der Schwarzen an der Küste sind durchgehends nach einerley Muster gebauet. Sie sind klein und niedrig, und sehen in der Ferne wie Barracken in einem Lager aus. Die aber, welche näher an den europäischen Festungen sind, sind weiter und bequemer gemacht. So sind die zu Mina und an andern Orten zwey Geschoß hoch, mit verschiedenen Gemächern, und einige mit einem flachen Dache. Diese Verbesserung haben sie von den Europäern gelernt.

Sie bauen ihre Häuser insgemein viereckig. Zuerst schlagen sie vier Pfosten oder Stämme von Bäumen, sechs oder sieben Fuß hoch in die Erde an den Ecken, so weit von einander, als sie das Haus groß zu machen gedenken. An diese Hauptträger befestigen sie drey oder vier lange Pfäle querüber in gleicher Weite, einen über den andern, und wieder andre gehen von dem obersten bis auf die Erde gerade hinab quer durch. Wenn das Haus so gerichtet ist, so legen sie eine Art von Mörtel inwendig und auswendig daran, acht Zoll dick, welcher in sehr kurzer Zeit durch die Sonnenhitze fast eben so hart und dicht wird, als die Mauersteine. Sie lassen einige kleine Löcher darinn, wegen des Lichts, und eine enge Thür, um hinein zu gehen. Meistentheils bewerfen sie diese Mauer noch einmal mit weißem und rothem, oder schwarzem und gelbem Mörtel, nach ihrer Phantasie.

Auf diese Wand von Leime und Zimmerholze legen sie kleine Balken oder Stangen von beyden Seiten quer über zum Dache, und bedecken solche, statt der Ziegel, mit viereckigen Matten aus Palm- oder Reißblättern, oder Binsen. An den meisten Orten ist dieses Dach

so eingerichtet, daß man es oben öffnen kann. Bey hellem Wetter heben sie es durch Stützen auf, daß es wie zwey Flügel aussieht, um frische Luft in das Haus zu lassen. Bey regnigem Wetter machen sie es dicht zu, um sich warm und trocken darunter zu halten. Es ist wie ein Wetterdach, und ihre Wände sind so niedrig, daß man kaum aufrecht in ihren Häusern stehn kann. Ihr Täfelwerk und Fußboden ist so leicht, wie ihre Dächer, und besteht aus kleinen Zweigen, nach Art der Körbe geflochten, und mit Strohe, Palmblättern oder Rohre bedeckt.

Die Thür ist gemeiniglich so niedrig, daß man sich fast über die Hälfte bücken muß, wenn man hinein gehen will. Einige haben zur Thüre flach und dicht zusammen geflochtene Binsen; andre haben schlechte Stücken Bretter, die mit Stricken statt der Angeln fest gehänget werden, und entweder inwendig oder auswendig aufgehen, nachdem sie es für gut finden. Der Boden ist eben und glatt, von rothem Thone, so hart und dicht, als wenn er mit Steinen ausgelegt wäre. In der Mitte lassen sie ein rundes Loch, um ihren Topf mit

Palm-

Palmweine hinein zu setzen, wenn sie sich lustig machen.

Die Häuser der geringern Leute haben gemeiniglich zwey oder drey kleine Hütten daneben zu Kammern, der Reichen ihre aber sieben oder acht, eine von der andern etwas abgesondert. Die meisten davon sind durch dicht zusammen gebundene Binsen in zwey oder drey Gemächer abgetheilt. Einige sind für ihre Frauen, darinn zu wohnen: andre um ihre Speisen zu verwahren; und noch andre dienen zu Küchen. Der Feuerheerd ist in der Mitte, aber ohne ein Loch zu einem Schornsteine. Eine jede Frau und ihre Kinder haben ein Haus für sich.

Die Häuser der Vornehmen sind, nebst allen dazu gehörigen Hütten oder Nebenhäusern, durch eine viereckige Hecke von dicht zusammengebundenen Binsen eingeschlossen, die von einer ziemlichen Dicke, und so hoch ist, als die Wände der Häuser. Es ist keine Thür darinn, und der einzige Ausgang in die Straße geht durch das Haupthaus.

Die Häuser der Könige und der Vornehmen liegen gemeiniglich nahe am Markte, und sind von allen andern Gebäuden abgesondert. Sie

sind

sind insgemein höher und geräumiger, als anderer Leute ihre, sonst aber auf eben die Art gebauet. Sie haben viele Thüren und Gänge von einem Orte zum andern, wie ein Labyrinth. In der Mitte ist ein Spaziergang, welches ein an allen Seiten offener Platz ist, der aber oben vor der Sonne durch ein schiefes Dach bedeckt ist. Hier erlustigt sich der König des Tages über, indem er mit seinen Hofleuten da sitzt, oder spazieren geht. An der Thüre oder dem Eingange des königlichen Palastes stehen stets zwey Töpfe oder Krüge tief in der Erde, welche täglich mit frischem Wasser gefüllt werden, vermuthlich, damit des Königs Fetisch trinken könne.

Einige von den vornehmen Schwarzen halten zwey mit Lanzen bewaffnete Sclaven an ihrer Kammerthüre, die von Zeit zu Zeit abgelöset werden.

Ihre Häuser liegen verwirrt unter einander, und sind nur durch die gedachte Einfassung von Rohre von einander abgesondert. Dadurch machen sie die Straßen, welche gemeiniglich so enge sind, daß nur eine Person gerade durchgehen kann. Bey trockenem Wetter sind sie so hart, als wenn sie mit Steinen gepflastert

wären;

wären; zur Regenzeit aber ist der Thon so schlüpfrig, daß man kaum darauf gehen kann. Ein Haus wird hier in sieben oder acht Tagen gebauet, und kostet an Zimmer- und Mauerarbeit selten über zehn Thaler. Die Materialien dazu, als Zimmerholz, Thon und Blätter, werden von den Sclaven genommen, wo sie solche finden können. Eine jede Haushaltung hat einen Speicher oder ein Vorrathshaus außerhalb der Stadt, wo sie ihren indianischen Weizen, Hirse oder Reiß zu ihrem jährigen Unterhalte aufheben.

Was ihr Hausgeräthe betrifft, so sind sie, selbst die Vornehmen nicht ausgenommen, nicht sonderlich ekel oder zierlich darinn. Alles, was sie davon haben, besteht in einigen wenigen hölzernen Stühlen, einigen hölzernen und irdenen Töpfen, um Wasser darinn zu halten und Speisen anzurichten; einigen Schalen und Trögen, und ihren Waffen, die an der Wand hängen. Die Reichern haben auch Tische. Anstatt der Betten bedienen sie sich der Matrazen aus Binsen. Diese legen sie des Nachts auf die Erde, und breiten eine feine Matte darüber, mit einem Polster von eben der Art; und setzen einen großen ehernen Kessel dabey, um

sich

sich zu waschen. Die Geringern haben nur blos eine Matte, worauf sie schlafen, und bedienen sich, statt des Polsters, eines von ihren Armen, oder auch eines kleinen Klotzes, worauf sie ihren Kopf legen, und waschen sich außer dem Hause. Sie liegen auch wohl auf Häuten, und bedecken sich auch damit. Nur die Vornehmen bedienen sich der Kopfküssen. Sie haben alle ein gutes Feuer in der Stube, um sich wider die Nässe in regnigen Jahrszeiten zu verwahren, und liegen mit ihren Füßen nach demselben. Bey den Vornehmen werden alle Güter in die Häuser der Frauen gebracht, und der Mann behält in seinem eignen Hause nichts, als seine Waffen, Stühle und Matten. Unter den gemeinen Leuten aber ist alles unordentlich unter einander, nebst den Werkzeugen und Geräthschaften ihrer Handthierung.

Von dieser allgemeinen Armuth und dem Mangel an Gütern, welche man in allen Wohnungen der Negern, in allen von ihnen bewohnten Ländern gewahr wird, wie auch von ihrer großen Neigung, die Fremden von einer andern Farbe zu bestehlen, geben die muhamedanischen Marbuten (Geistlichen) eine seltsame Ursache an. Sie erzählen, es wären die drey

Söh-

Söhne des Noah, deren jeder eine besondre Farbe gehabt hätte, bey ihres Vaters Tode zusammen gekommen, seine Güter zu theilen, welche in Gold, Silber, Leinewand, Kleidern, Zeugen, Kattunen, Pferden, Kameelen, Ochsen, Schaafen und andern Thieren, wie auch Waffen, Hausgeräthe, Korn, Taback, Pfeifen und dergleichen bestanden hätten. Diese Brüder hätten des Abends freundschaftlich zusammen gespeiset, und wären, nachdem sie eine Flasche Wein getrunken, und eine Pfeife Taback geraucht hätten, zu Bette gegangen. Der weiße Bruder aber, welcher andre Absichten als zu schlafen, im Kopfe gehabt hätte, sey sogleich aufgestanden, als er gesehen, daß die andern zur Ruhe gekommen wären. Er habe darauf alles Gold, Silber und die schätzbarsten Güter genommen, und sey damit nach den Landen geflohen, wo die Europäer itzt wohnten. Als der Mohr erwacht wäre, und den Betrug seines ältesten Bruders gemerkt hätte, wäre er seinem Beyspiele gefolgt, und hätte sich mit den Tapezereyen und dem besten Hausgeräthe auf den zurückgelassenen Pferden und Kameelen hinweg begeben. Da nun der Negerbruder, welcher zuletzt aufgestanden sey,

gesun-

gefunden hätte, daß alles weg sey, außer einigen wenigen baumwollenen Zeugen oder Pagnes, einigen Pfeifen, Taback und Reiß, und daß man ihn so sehr betrogen hätte; so habe er zum Troste eine Pfeife genommen, und nachzudenken angefangen, wie er sich deshalb rächen wolle. Er hätte es darauf für das Beste gehalten, seine Brüder eben so zu bestehlen, wenn er könnte. Dieß hätte er auch, so lange er gelebt, sorgfältig gethan, und sein Beyspiel als eine Regel hinterlassen, dem seine Nachkommen folgen sollten; welche daher auch beständig fortführen, es bis auf den heutigen Tag zu thun.

Das Essen der Schwarzen an der Goldküste ist nur sehr schlecht, sonderlich unter dem gemeinen Volke; und auch selbst die Vornehmen haben wenig besseres, nur daß sie ein wenig mehr Fische und Kräuter zu ihren ordentlichen Speisen haben. Doch können sie diese nur selten bekommen. Ochsen, Schafe und Hüner werden blos für Festtage aufgehoben. Hieraus kann man urtheilen, daß sie eben nicht viel auf ihren Unterhalt wenden. Zwey Dreyer des Tages sind genug, einen von ihnen zu unterhalten. Doch rührt diese Sparsamkeit

nicht von Mangel besserer Speisen, oder aus einer Abneigung davor her, weil sie, wenn sie auf Unkosten der Europäer leben, gewiß tüchtig zugreifen; sondern blos Geiz ist Schuld daran.

Sie haben eine Art von schmackhaften Bohnen, außer den Ignames, Potatos, Bananas und andern Früchten, welche ihre hauptsächlichsten Speisen ausmachen. Die Vornehmen aber essen Federvieh, Ziegen, Rind- und Schweinefleisch, welche Speisen für das gemeine Volk zu theuer sind.

Sie sind sehr begierig auf das Fleisch, und essen es oftmals roh, oder nur ein wenig warm gemacht, mit einer Hand voll Pfeffer, und trinken darauf ein groß Glaß Branntewein oder Aquavit auf einen Schluck hinterher. Sie essen auch Hunde und Katzen, und das Fleisch von Elephanten und Büffeln, wenn es gleich voller Maden ist, und unerträglich stinket.

Man erzählt, daß tiefer im Lande auch Eidechsen gegessen würden, die an der Sonne getrocknet worden wären. Die Einwohner an der Küste, ob sie gleich gute Lebensmittel haben, und auch gesitteter sind, sind doch gleichwohl so gierig und hungrig, daß sie die rohen

Gedär-

Gedärme von den Hünern essen, welches die Holländer oft gesehen haben. Eine gewisse Art kleiner Vögel verzehren sie, wenn sie sie fangen können, lebendig mit den Federn und allem, was daran ist. Sie essen auch stinkende und an der Sonne gedörrte Fische, und in der That sind alle ihre Speisen halb verfault, ehe sie sie essen. Sie kochen und braten ihr Fleisch, ihre vornehmste Speise aber sind Fische, die sie gemeiniglich backen, nachdem sie sie erst ins Wasser gelegt, und mit Pfeffer und Salze gewürzt haben.

Andre kochen ihre Fische im Wasser, würzen sie mit Salze und Guineapfeffer, rösten Ignames und Potatos unter der heißen Asche, machen eine Art von Muße daraus, und essen sie damit. Sie backen grüne Feigen, die ihnen statt des Brodtes dienen, wie das indianische Korn, das sie über Feuer rösten. Den Reiß kochen sie mit Vögeln oder Schafen, zuweilen aber nur mit Palmöle und Salze. Einige essen auch gekochtes Büffel- und Elephantenfleisch.

Ihre gemeinste Speise ist ein Topf voll Hirse, so dick gekocht, als ein Teig, oder statt dessen Ignames und Potatos, worüber sie ein

 wenig

wenig Palmöl gießen, nebst etwas gekochten Kräutern, und ein wenig von stinkenden Fischen dazu. Dieß halten sie für ein köstliches Gericht. Sie haben ein andres außerordentlich köstliches Gericht, das sie Malaghetta nennen. Dieß besteht aus Fischen, mit einer Hand voll indianischem Weizen, eben so vielem Teige und etwas Palmöle, alles in Wasser gekocht, welches, wenn man es einmal gewohnt ist, nicht unangenehm schmeckt, und für gesund gehalten wird.

Ihre Brühe ist meistens Palmöl, welches gut schmeckt, wenn es frisch ist. Wenn es dick wird, so brauchen sie es, ihren Leib und ihre Haare damit zu salben. Es hat einen scharfen Geschmack und einen unangenehmen Geruch für die Fremden. Die vornehmen Kaufleute, welche Sclaven zu ihrer Aufwartung haben, speisen eben so, wie die Europäer, und ihre Speisen und Suppen sind so gut zugerichtet, als in Paris, welches ihre Köche von den Franzosen gelernt haben, wiewohl in den meisten von ihren Gerichten Pfeffer das vornehmste Gewürz ist.

Sie essen sehr unappetitlich und gierig. Sie zerreißen ihre Speisen mit den Nägeln, oder

wer-

werfen sie in den Mund, und haben weder Tischtücher noch Servietten. Sie fahren alle mit den Händen in die Schüssel, und werfen ganze Hände voll von Speisen mit solcher Geschwindigkeit in den Mund, daß man darüber erstaunt, daß sie ihn niemals verfehlen.

So begierig sie aber auch essen, so sind sie doch kaum jemals satt, so daß sie fast beständig hungrig sind. Dieß rührt von der Hitze ihres Magens her, und man hat bemerkt, daß die Europäer selbst in diesen Gegenden einen schärfern Appetit als zu Hause haben.

Der Mann ißt gemeiniglich in seiner eignen Hütte, und die Frauen mit ihren Kindern, jede besonders, in den ihrigen, wofern nicht zuweilen einige zusammen treten, oder der Mann mit seiner vornehmsten Frau, oder mit der, die er am liebsten hat, speiset.

Einige von ihnen essen auf einem Tische, die gemeinen Leute aber auf der Erde. Sie sitzen mit kreuzweise über einander geschlagenen Beinen, und lehnen sich auf die eine Seite, oder haben auch beyde Beine gerade unter sich, und hucken auf ihren Fersen.

Ihr ordentliches Getränk ist Wasser, oder Poytow, welches dem Biere nicht sehr ungleich ist,

ist, und von Maiz gebraut wird. Sie kaufen auch Palmwein, und zwar treten ihrer fünf oder sechs zusammen zu einem Topfe, welcher zehn holländische Töpfe enthält. Sodann setzen sie sich darum herum, und trinken es aus. Ehe sie aber anfangen, so schickt ein jeder Mann seiner liebsten Frau ein klein Gefäß voll nach Hause. Darauf füllt die Person, welche zuerst trinkt, ein kleines Gefäß, und die andern stehen umher, legen ihre Hände auf seinen Kopf, und rufen Tautosi. Er muß aber ein klein wenig in dem Gefäße lassen, welches er auf die Erde gießt, und dabey das Wort Iou wiederholet, als wenn er solches seinem Fetische darbrächte. Und wenn sie einige Fetische an ihren Armen und Beinen haben, so sprengen sie ein wenig Wein auf dieselben, und glauben, wenn sie solches unterließen, so würden sie ihren Wein nicht in Ruhe trinken können.

Wasser oder Poytow trinken sie des Morgens, und Palmwein des Nachmittags, indem er nicht eher als nach dem Essen zu Markte gebracht wird. Weil dieser Wein sich nicht bis den folgenden Tag hält, sondern in einer Nacht sauer wird, so kommen die Negern gewöhnlich des Abends zusammen, und trinken ihn. Sie

trin-

trinken auch Branntewein des Morgens, und die Holländer müssen des Nachts Wache vor ihre Keller stellen, damit sie nicht zu ihrem starken Getränke kommen können, dem sie nebst dem Taback über die Maße ergeben sind. Die Frauen hängen diesem Laster eben so sehr an, als die Männer, und lehren es auch ihre Kinder schon im dritten oder vierten Jahre.

Sie essen nur zweymal des Tages, einmal bey Sonnenaufgang, und das anderemal bey Sonnenuntergange.

Die Frauen haben allein die Sorge für die Haushaltung, unter der Aufsicht der vornehmsten Frau: und zu dem Ende haben sie auch den Beutel. Sie kaufen aber selten mehr, als den Tag gerade zureicht, und machen nicht gern unnöthige Unkosten. Die Männer bekümmern sich wenig ums Hauswesen, sondern machen sich außer dem Hause entweder mit Handeln oder Fischen, oder Palmweinzapfen, nachdem es ihr Geschäfte mit sich bringt, zu thun; und alles, was sie erwerben, geben sie ihren Frauen, die sehr sparsam damit haushalten. Sie sind vortreffliche Wirthinnen, und gute Köchinnen nach ihrer Art, ob es ihnen gleich an europäischem Küchengeräthe feh-

let. Sie halten sich meistentheils zu Hause, und erziehen ihre Töchter zur Hauswirthschaft, damit sie gute Frauen werden.

Das erste, wofür sie bey ihrer Haushaltung sorgen, ist, daß sie Brodt machen. Des Abends nehmen sie so viel Korn als sie auf den folgenden Tag für ihr Haus brauchen. Dieß wird von den Sclaven aus dem Speicher oder Kornhause vor dem Flecken geholt, wiewohl einige ihre Vorrathshäuser auch zu Hause haben. Dieses Korn stoßen die Frauen in einem Klotze, der dazu wie ein Mörsel ausgehölt ist, oder in tiefen Felsenlöchern, die zu diesem Gebrauche bestimmt sind, mit hölzernen Stämpfeln. Darauf sieben sie es, und reiben es auf einem flachen Steine, wie unsre Maler die Farben. Endlich vermischen sie es mit Hirsenmehl, und kneten eine Art von Teige daraus, den sie in kleine runde Stücke abtheilen, die so dick als eines Mannes Hand sind. Und diese kochen sie in irdenen Pfannen voll Wasser, wie Klümpe.

Diese Art Brodt ist leidlich, liegt aber sehr schwer im Magen. Wenn dieser Teig auf heissen Steinen gebacken wird, so ist es besser. Das Brodt von Mina wird für das beste an

der

der Küste gehalten, indem die Frauen daselbst mehr Geschicklichkeit haben, es zu verfertigen.

Sie machen auch aus diesem Teige eine Art von Zwieback, der sich drey oder vier Monate lang halten kann. Mit diesem pflegen sie ihre großen Canoes zu versehen, die nach Angola handeln. Außerdem machen sie auch eine Art von runden gedrehten Kuchen daraus, die auf den Märkten verkauft werden, und angenehm genug sind.

Ob nun gleich ihre Art, das Korn zu stoßen und zuzurichten, sehr beschwerlich ist, so thun doch die Frauen solches in der freyen heißen Luft mit Lust, und viele haben ihre Kinder dabey auf dem Rücken.

Drittes Kapitel.

Von ihren Heirathen und ihrer Erziehung.

Die Gewohnheiten und Formalitäten, welche von den Schwarzen bey ihren Heirathen beobachtet werden, sind in einigen Umständen längst der Küste etwas unterschieden, ob sie wohl in der Hauptsache einerley sind.

Ihre Hochzeiten werden mit sehr wenigen Cärimonien verrichtet. Ein Vater, welcher sieht, daß sein Sohn geschickt ist, sich zu ernähren, sucht eine Frau für ihn aus, wofern ihn nicht der Sohn dieser Mühe überhebet. Wenn die Partheyen mit einander einig sind, so spricht der Vater des Bräutigams mit den Eltern der Braut, und macht dasjenige aus, was sie für dieselbige haben wollen. Es wird sodann ein Fetischir geholt, den Fetisch zu verrichten, oder den Eid ablegen zu lassen, durch den die Frau verspricht, sie wolle ihren Mann lieben und ihm treu seyn. Der Mann verspricht, er wolle sie lieben, läßt aber den Punkt wegen der Treue aus. Nach dieser Cärimonie beschenken die Eltern von beyden Seiten einander, und bringen den Tag mit Schmausen und Lustbarkeit zu; auf den Abend führt der Mann seine Frau nach Hause, und die Hochzeit wird vollzogen.

Der Vater des Bräutigams giebt ihm nichts mit, als was er durch seinen eigenen Fleiß erworben hat, um etwas in der Welt anzufangen. Die Eltern der Braut aber geben ihrer Tochter so viel Gold zur Ausstattung, daß es sich auf 14 Fl. beläuft: und wenn sie reich

sind,

sind, so geben sie ihr außerdem noch eine halbe Unze Gold, um Palmwein zur Hochzeit zu kaufen. Diese Gewohnheit ist so sehr eingeführt, daß selbst des Königs Töchter keine größere Ausstattung bekommen, es wäre denn noch ein oder zwey Sclaven zu ihrer Aufwartung.

Der Hochzeitaufwand besteht in wenigem Golde, Weine, Brannteweine, einem Schafe für die Verwandten, und neuen Kleidern für die Braut. Der Mann hält eine genaue Rechnung über dasjenige, was er auf die Frau und ihre Freunde wendet, damit er in dem Falle, wenn sie ihn verläßt, alles das zurückfordern kann, welches sie nebst den Hochzeitsunkosten bezahlen müssen. Wenn er sie wieder verstößt, so kann er nichts von ihr oder von ihren Verwandten fordern, wofern er nicht sehr gute Ursachen angeben kann, warum er sie verläßt. Und in diesem Falle müssen die gedachten Ausgaben ihm ersetzt werden.

Die Braut ist an dem Hochzeittage wohl gekleidet, und mit goldenen Zierrathen geschmückt, die entweder von dem Bräutigam gekauft, oder, welches oft geschieht, geliehen sind. Sie wird von einigen jungen Frauenspersonen von ih-

rer Bekanntschaft, nach des Bräutigams Hause begleitet, welche daselbst eine ganze Woche lang bleiben, um ihr Gesellschaft zu leisten.

Wenn ein Mädchen noch gar zu jung zur Vollziehung der Ehe verheirathet wird; so geschehen einige andere Cärimonien dabey vor. Ein Reisender sah eine solche Hochzeit mit an, da ein Schwarzer von vierzig Jahren ein Mädchen von acht Jahren heirathete. An dem Hochzeittage fanden sich alle Verwandten von beyden Seiten in des Brautvaters Hause ein, hatten ein großes Fest, und machten sich sehr lustig. Hierauf ward die Braut nach des Bräutigams Hause geführt, und daselbst in ihres Ehemannes Bette zwischen zwey Frauen gelegt, um zu verhüten, daß er sie nicht berührte. Diese Cärimonie wurde drey Nächte hinter einander wiederholt, worauf der Mann sie wieder zurück nach ihres Vaters Hause schickte, damit sie daselbst so lange bliebe, bis sie in dem Alter wäre, daß die Ehe könnte vollzogen werden. Wenn nun diese Zeit kommt, so ist der Bräutigam verbunden, einer jeden von den jungen Frauenspersonen, die sie nach Hause begleitet haben, ein kleines Stück Gold zu geben.

Ob gleich ein jeder Mann hier so viel Frauen heirathet, als er ernähren kann; so beläuft sich doch die Zahl derselben selten über zwanzig: und wenn jemand so viele nimmt, so geschieht es blos, um für groß angesehen zu werden. Denn je mehr Frauen und Kinder ein Mann hat, desto angesehener ist er. Die gewöhnliche Anzahl der Frauen ist von drey bis zehn, außer den Beyschläferinnen, die oftmals den Frauen vorgezogen werden. Die Kinder der letztern aber werden für unrechtmäßige gehalten. Einige reiche Kaufleute oder Bediente haben zwanzig bis dreyßig Frauen, nach ihren Umständen; die Könige und großen Statthalter aber nehmen zuweilen achtzig oder hundert. Des Königs von Fetu Schwiegersohn hatte, nach der Bemerkung eines Reisenden, vierzig, von denen er vierzehn Söhne und zwölf Töchter hatte, und zu deren Bedienung er hundert Sclaven hielt.

Alle diese Frauen bauen das Feld, säen Maiz und pflanzen Ignames, außer zwey, welche, wenn der Mann reich ist, gemeiniglich von der Arbeit frey sind. Die vornehmste heißt: die große Frau, und diese hat die Regierung und Aufsicht im Hause. Die andre heißt die Bos-

sum,

sum, weil sie ihrer Gottheit geweihet ist. Der Mann ist wegen dieser beyden Frauen stets eifersüchtig, vornehmlich aber wegen der Bossum, die meistentheils eine Sclavinn ist, die sie gekauft und ihrer Gottheit gewidmet haben, und die durchgängig schön ist. Bey dieser schlafen sie entweder aus Religionsgründen, oder wegen ihrer Schönheit, an gewissen Tagen, als an ihrem Geburtstage oder am Dienstage, als ihrem Fetischtage oder Sabbathe. Dieß macht den Zustand der Bossumfrau besser, als der andern Frauen ihren, die schwer arbeiten, um ihren Mann zu unterhalten, unterdessen daß er seine Zeit mit Schwatzen oder mit Palmweintrinken müßig zubringt. Einige von den geringern Leuten, als Fischer oder Palmweinverkäufer, sind fleißig genug.

Die vornehmste oder die große Frau hat des Mannes Geld in Verwahrung, und diese sind gar nicht eifersüchtig darüber, daß der Mann mehrere Frauen nimmt, sondern dringen ihn vielmehr oftmals dazu, weil sie alsdann von der neuen Frau einiges Gold zum Geschenke bekommen, oder weil die Ehre und das Vermögen der Schwarzen an der Goldküste vornehmlich in der Anzahl ihrer Frauen und Kinder besteht.

sieht. Ob nun aber gleich die vornehmsten Frauen es alle gern sehen, daß ihre Männer mehrere Frauen haben; so scheint es doch, daß ein Mann, ehe er noch eine Frau nehmen kann, erst die Einwilligung der erstern durch eine gewisse Summe Geldes erkaufen muß. Diese zweyte Frau wird aber auch nicht für rechtmäßig gehalten, sondern heißt Etigafou, oder Beyschläferinn. Diese können frey einen Liebhaber nehmen, und der Mann darf sie deshalb nicht belangen.

Der Mann ruft oder sucht sich gemeiniglich die Frau aus, bey der er die Nacht schlafen will, worauf sich diese in ihre Hütte begiebt, und die Sache geheim hält, um Eifersucht zu vermeiden. Es ist ein großer Wetteifer unter den Frauen, und eine jede wendet alle ihre Reizungen an, um von ihrem Manne am meisten geliebt zu werden, und sich also den größten Antheil an seinen ehelichen Gunstbezeugungen zu versichern. Diese kommen vornehmlich auf des Mannes Belieben an; doch theilen sie sie gemeiniglich ein, um Streit zu vermeiden, so daß jede Frau nach der Reihe vergnügt wird. Die erste hat das Vorrecht, daß sie ihres Mannes Gesellschaft drey Nächte in der Woche fordern

dern kann, da die andern nur mit einer vergnügt seyn müssen, und dieß nach dem Alter. Doch leben sie gemeiniglich in guter Eintracht zusammen. Wenn die vornehmste Frau alt wird, so setzt der Mann eine jüngere an ihre Stelle; doch behält er die erstere im Hause, und läßt sie als eine Magd aufwarten.

Weil die Schwarzen ihren vornehmsten Reichthum in der Anzahl ihrer Frauen und Kinder suchen, welches das erste ist, womit sie sich gegen einen Fremden rühmen; so bemühen sie sich, ihrer so viele zu erhalten, als sie nur können. Ihre Frauen sind aber weder unfruchtbar, noch sehr fruchtbar, und gemeiniglich zwey oder drey Jahre verheirathet, ehe sie schwanger werden. Weil sie genöthigt sind, ihre Kinder vier Jahre zu säugen, so ist dieß ein Hinderniß ihrer Fruchtbarkeit. Wenige von ihnen haben über vier oder fünf Kinder.

Eine Frau, welche schwanger geht, wird sehr hoch gehalten, und von dem Manne bedienet: und wenn es das erste Kind ist; so werden wegen ihrer glücklichen Niederkunft dem Fetische reiche Opfer gebracht. Sobald sie findet, daß sie geschwängert worden, wird sie ans Ufer gebracht, wohin ihr eine Menge Mäd-

chen

chen und Knaben nachfolgen, welche auf ihrem Wege nach der See zu sie mit allerhand Kothe und Unflathe werfen. An der See taucht sie unter, und wäscht sich rein. Sie glauben, daß, wenn diese Cärimonie unterlassen wird, die Mutter, das Kind, oder einer von den Verwandten bald darauf stürben.

Wenn eine Frau bald niederkommen will, so versammelt sich eine Menge von Leuten beyderley Geschlechts, junge und alte, um sie herum, in deren Mitte sie ohne Scheu öffentlich entbunden wird. Ihre Arbeit dauert selten über eine Viertel- oder halbe Stunde, und ist mit keinem Geschrey oder einigen Zeichen des Schmerzes begleitet. Wenn die Frau entbunden ist; so geben sie ihr ein Getränk von indianischem Weizen in Wasser geweichet, Wein und Branntewein mit Guineapfeffer vermengt, bedecken sie, und lassen sie drey Stunden schlafen. Nach diesem steht sie auf, wäscht das Kind, und fängt ihre Arbeit wieder an, wie zuvor. Ein Reisender sah eine Frau, die am Bord seines Schiffes auf der bloßen Decke mit zwey Kindern ohngefähr in einer halben Stunde niederkam. Den Augenblick darauf nahm sie sie, trug sie zu einem Gefäße mit Wasser,

und nachdem sie sie gewaschen, und selbst eine halbe Stunde geruhet hatte, fieng sie ihre Arbeit wieder so eifrig an, als zuvor, und trug ihre Kinder in ein Tuch geschlagen auf dem Rücken. Das Schweigen der Frauen bey dieser Gelegenheit kommt vermuthlich nicht vom Mangel der Schmerzen her, sondern weil sie es für schimpflich halten, zu schreyen. Es weiß daher kein Mensch, daß eine Frau niedergekommen ist, als aus dem Geschrey des Kindes.

Wenn das Kind kaum gebohren ist; so läßt man den Priester, der Fetischir oder Konsot genannt wird, kommen, der ein Bund Schnüre von dem Fetischbaume, Korallen und ander unnützes Zeug um den Kopf, den Leib, die Arme und Beine des Kindes bindet. Nachher beschwört er es nach ihrer Art, wodurch es, wie sie glauben, wider alle Krankheiten und Widerwärtigkeiten bewaffnet wird. Das nächste ist sodann, daß sie ihm einen Namen geben. Wenn die Eltern reich sind, so bekommt das Kind gemeiniglich drey Namen. Der erste ist der Name des Tages in der Woche, an welchem es gebohren worden; der andre ist des Großvaters oder der Großmutter ihrer, nach

dem

dem Geschlechte des Kindes; und der dritte ist des Vaters, der Mutter, oder eines von den Verwandten ihrer. Zu Akkra rufen die Eltern ihre ganze Bekanntschaft zusammen, und geben dem neugebornen Kinde den Namen nach den meisten von der Gesellschaft.

Wenn sie aufwachsen, so nehmen sie noch einige Zunamen oder Titel von einigen merkwürdigen Thaten an, als wenn sie einen Feind, einen Tieger oder dergleichen umgebracht haben; so daß einige wohl zwanzig solche Namen haben. Der ansehnlichste darunter ist der, welcher ihnen über ihren Bechern beym Palmweine auf dem Markte gegeben wird. Gemeiniglich aber werden sie nur bey dem Namen genannt, den sie bey ihrer Geburt bekommen haben. Einige werden nach der Zahl der Kinder benannt, welche ihre Mutter gebohren hat, als das achte, neunte, zehnte Kind. Doch geschieht dieß nur, wenn sie über sechs oder sieben Kinder gehabt hat.

Sie beschneiden ihre Kinder von beyderley Geschlechte zu einer gesetzten Zeit, und mit großen Lustbarkeiten. Nach den Nachrichten andrer aber, geschicht diese Cärimonie auf der Goldküste nirgends, als zu Akkra, und da zu

eben der Zeit, wenn dem Kinde der Name gegeben wird. Diese und andre Gebräuche haben sie vermuthlich von den Muhamedanern aus der Barbarey angenommen, mit denen sie handeln. Manche haben sie auch von den Europäern gelernt.

Ihre Kinder sind meistentheils so stark, daß sie wenige Sorge für dieselben tragen dürfen. Sobald sie gebohren, und in der See oder einem nahen Flusse gewaschen sind, werden sie in ein Stück Zeug gewickelt, und auf einer Matte auf die bloße Erde gelegt, wo man sie oft lange liegen läßt. Nachher trägt die Mutter das Kind auf einem kleinen Brette auf dem Rücken, so, daß sie seine Beine unter ihren Armen befestigt, seine Hände um ihren Hals bindet, und es nur des Nachts abbindet. Sie tragen das Kind auch wohl in einem Tuche, welches auf ihrem Rücken hängt, so wie die Zigeuner oder Bettler zu thun pflegen. Auf diese Art säugen sie solche, ihrer Arbeit ohnerachtet von Zeit zu Zeit, indem sie das Kind auf ihrer Schulter haben, und ihm die Brust hinüber geben. Doch ist dieß nur von gemeinen Leuten zu verstehen; denn die Vornehmen schleppen ihre Kinder nicht so mit sich herum,

und diese haben daher auch keine flachen Nasen, wie die gemeinen. Sie geben sich viele Mühe, die Kinder des Morgens und Abends zu waschen, und mit Palmöle zu salben, welches ihre Gelenke biegsam, und ihre Schweißlöcher offen erhält, und der Natur in ihrem Wuchse sehr beysteht.

Wenige Kinder sind gebrechlich und übel gewachsen. Wenn sie eilf Monate alt sind, so läßt man sie auf allen vieren herumkriechen, und füttert sie mit trockenem Brodte, wodurch sie so frisch und stark aufwachsen, daß sie gemeiniglich innerhalb einem Jahre gehen und reden können. Die Mütter säugen alle ihre Kinder selbst, einige zwey oder drey Jahre, andre auch wohl nur ein halbes oder drey Viertel Jahr. Wenn das Kind allein gehen kann, so geben sie ihm ein Stück trocknes Brodt, und schicken es aus. Es läuft alsdann nach dem Markte, oder nach der See, um schwimmen zu lernen, oder wohin es sonst will, indem es niemand hütet. So wie sie selbst speisen, so füttern sie auch ihre Kinder, und das schlecht genug, indem man sie keiner Unmäßigkeit im Essen beschuldigen kann, und sie vielmehr gar zu kärglich leben.

Was die Kleidung der Kinder betrifft, so ziehen sie ihnen, wenn sie etliche Wochen alt sind, ein Netzwerk an, welches aus der Rinde von dem Baume gemacht worden, der ihrem Fetische geheiligt ist. Dieses ist mit vielen Anhängen wider die Zauberey, wie mit Knöpfen, geziert. Sie legen ihnen auch Ketten oder Ringe von Seeschalen um ihre Füße, Hände und Hals, um ihnen Schlaf zu verursachen, dem Fallen, dem Nasenbluten, dem Gifte oder anderm Unglücke vorzubeugen, welches ihnen der Teufel anthun könnte. Wenn sie vier Jahre alt sind, so binden sie ihnen Zweige von eben dem Baume, die ihnen von den Priestern theuer verkauft werden, um ihre Arme und Beine, um sie wider Gefahr und Krankheiten zu verwahren. Und zwar hat ein jeder Zweig seine gewisse Kraft.

Bis zu ihrem siebenten oder achten Jahre werden sie gänzlich im Müßiggange und Spielen erzogen, lernen nichts als gut schwimmen und gehen ganz nackend. In diesem Zustande laufen sie bey hunderten um die Stadt, oder platschen in der See herum. Dadurch werden sie so geschickt im Schwimmen, daß, wenn ihre Kähne umschlagen, sie sogleich das Ufer errei-

erreichen. Sie sind dabey vortreffliche Taucher, und können alles vom Grunde herauf holen. Ein großer Fehler bey den Kindern ist, daß sie allerley Aas fressen, das sie unterwegs finden, und sich oft wegen dessen Theilung verzweifelt zanken. Diese Gewohnheit scheinen sie von der unflätigen Nahrung ihrer Eltern von stinkenden Lebensmitteln anzunehmen. Knaben und Mädchen liegen in diesem Alter ohne Unterschied ganz nackend bey einander, welches ihnen die Schamhaftigkeit benimmt, vornehmlich weil ihre Eltern sie kaum wegen irgend einer Sache bestrafen oder ausschelten. Es ist wahr, daß die Eltern sie zuweilen scharf bestrafen, und sie dergestalt mit Stöcken prügeln, daß es ein Wunder ist, daß sie ihnen nicht Arme und Beine entzwey schlagen. Weil sie aber dieses nur selten thun, und nicht eher, als bis sie gar zu sehr dazu gereizt werden; so haben die Kinder wenig Furcht vor ihnen, und fragen nicht viel nach ihrem Ansehen. Sie strafen sie gemeiniglich auch nur alsdann, wenn sie andern Kindern Schaden gethan, oder sich selbst haben schlagen lassen. Die Kinder bleiben bey der Mutter, bis sie zu einigem Geschäfte gebraucht, oder auch

von ihren Vätern als Sclaven verkauft werden, welches oft geschicht.

Wenn die Knaben zehn oder zwölf Jahre alt sind, so nehmen die Väter sie unter ihre Aufsicht, um sie zu unterrichten, wie sie ihres Lebens Unterhalt gewinnen sollen, und da erziehen sie sie gemeiniglich zu ihrem eigenen Gewerbe. Wenn der Vater ein Fischer ist; so nimmt er seinen Sohn mit, ihm zu helfen. Ist er ein Kaufmann; so lehrt er ihn kaufen und verkaufen. Dieses thun sie mit ihrem Vater, der den Gewinnst davon hat, bis sie achtzehn oder zwanzig Jahre alt sind. Um diese Zeit giebt er ihnen Sclaven, und sie fangen an, für sich selbst zu arbeiten. Wenn sie ihres Vaters Hütte verlassen haben, so suchen sie sich eine bequeme Wohnung aus, und miethen oder kaufen sich ein Fischerboot, wenn sie Fischer sind. Das erste Geld, was sie ersparen können, wenden sie zu einem Stücke Zeug an, um ihre Mitte zu bedecken. Wenn die Eltern also sehen, daß sie gut fortkommen und reich werden, so sieht sich der Vater nach einer Frau für sie um.

Die Mädchen werden erzogen, daß sie Körbe, Matten, Mützen, Beutel und andre Din-

ge für das Haus flechten, und sie auf verschiedene Art färben; ingleichen, daß sie Korn reiben, Brodt backen, und es auf dem Markte verkaufen müssen. Was sie gewinnen können, das geben sie ihrer Mutter, um es für sie aufzuheben. Dadurch werden die Mädchen zu guten Hausfrauen gebildet. Sie lernen auch für ihre eignen Kleider, wenn sie welche haben, und für ihrer Eltern ihre Sorge tragen; vornehmlich aber dafür, daß ihres Vaters Mahlzeit zur gesetzten Stunde fertig sey.

Die Frauen werden während ihrer monatlichen Reinigung für unrein gehalten, und genöthigt, in einer kleinen Hütte, nahe bey ihres Vaters oder Mannes Hause, zu bleiben: und man leidet es nicht, daß sie in eines andern Mannes Hause gehn, noch da wohnen. Was noch merkwürdiger ist, so wird in Anta eine Frau, nach der Geburt des zehnten Kindes, zu dieser Entfernung von der Gesellschaft verdammet, und auf zwey Jahre lang von allem Umgange ausgeschlossen, unterdessen aber mit allen Nothwendigkeiten des Lebens sorgfältig versehen. Nach Verlauf dieser Zeit, und nach der Verrichtung aller gewöhnlichen

Cärimonien, kehrt sie wieder zu ihrem Ehemanne zurück, und lebt mit ihm wie zuvor.

Verheirathete Leute haben keine Gemeinschaft der Güter. Der Mann und seine Frau bringen gemeiniglich die Sachen zusammen; so daß sie den Aufwand in der Haushaltung gemeinschaftlich tragen, da er hingegen das ganze Haus auf seine Unkosten kleidet. Daher nehmen die Verwandten nach dem Tode des Mannes oder der Frau alles weg, obgleich der hinterlassene Theil oftmals genöthigt ist, die Leichenkosten mit zu bezahlen. Ja, wenn ein Neger ein Kind von seiner Sclavinn hat, sie mag seine Frau seyn oder nicht; so werden es seine Erben nicht anders, als für einen Sclaven ansehen. Dieser Ursache wegen tragen diejenigen, welche ihre Sclavinnen lieben, Sorge, daß sie deren Kinder mit den gewöhnlichen Cärimonien befreyen, ehe sie sterben, worauf sie auch von einem jeden als freye Leute angesehen werden.

Die Frau, sie mag Kinder haben oder nicht, hat keinen Anspruch auf irgend einen Theil der Güter oder des Vermögens des Verstorbenen, sondern es fällt alles auf seinen Bruder oder nächsten Anverwandten. Hat der Verstorbe-

ne keinen Bruder, so ist der Vater Erbe. Eben das Recht gilt auch bey Frauenspersonen, und der Mann ist genöthigt, den Antheil der Frau ihren Brüdern oder nächsten Anverwandten herauszugeben. Die Kinder erben hier nichts von ihren Eltern. Die Frau hat die Verwaltung von des Mannes Gütern, so lange er lebt; so bald er aber todt ist, muß sie für sich und ihre Kinder sorgen, so gut sie kann. Aus dieser Ursache sind die jungen Manns- und Frauenspersonen arbeitsam und sorgfältig, etwas für sich zurück zu legen, damit sie, wenn sie sich verheirathen, etwas haben mögen, womit sie anfangen können. Denn sie wissen wohl, daß sie nichts von ihren Eltern erben, und selten einige Aussteuer bekommen.

Auf der ganzen Goldküste erben nur allein zu Akkra die Kinder von ihren Eltern. Der älteste Sohn, wenn sein Vater ein König oder Hauptmann von einer Stadt ist, folgt ihm blos in seiner Bedienung, und er hat auf nichts weiter, als auf seines Vaters Schild und Säbel, Anspruch zu machen. Es ist also hier kein Vortheil, von reichen Eltern gebohren zu werden, es sey denn, daß der Vater bey seinen Lebzeiten dem Sohne etwas gäbe, welches aber

selten geschieht, und auch sehr heimlich geschehen muß. Denn sonst werden die Verwandten ihn nöthigen, nach des Vaters Tode alles, bis auf den letzten Heller herauszugeben.

Das ganze Erbschaftsrecht ist auf folgende Art eingerichtet. Des Bruders und der Schwester Kinder sind die rechtmäßigen Erben auf folgende Art. Sie erben nicht völlig zusammen, sondern der älteste Sohn von seiner Mutter ist seiner Mutter Bruder oder ihres Sohnes Erbe, so wie die älteste Tochter ihrer Mutter Schwester oder ihrer Tochter Erbe ist. Weder der Vater noch seine Verwandten haben einen Anspruch auf des Verstorbenen Güter. Aus was für einer Ursache diese Gewohnheit beobachtet wird, können die Schwarzen nicht sagen; vermuthlich aber ist es wegen der ungebundenen Lebensart der Frauen geschehen, so wie in einigen Theilen von Ostindien, wo die Könige ihrer Schwester Sohn als ihren eigenen erziehen, und ihm die Reichsfolge bestimmen, indem sie gewisser sind, daß ihrer Schwester Sohn aus ihrem Geblüte ist, als sie es von ihrem eignen Sohne seyn können.

In Ermangelung obgedachter Erben nehmen Brüder und Schwester diesen Platz ein, und

und in Ermangelung derselben kommen die nächsten Verwandten von Seiten der Mutter des Verstorbenen. Obgleich die Schwarzen keinen Irrthum in diesem Stücke begehen; so ist doch ihre Rechnung darinn so verwirrt und dunkel, daß kein Europäer eine rechte Kenntniß davon erlangen kann. Es entstehn zwar auch unter ihnen manchmal Erbschaftsstreitigkeiten, aber nur weil der Erbe etwa seine Macht weiter erstreckt, als sein Recht geht; es geschieht aber niemals wegen des Rechtes der Erbschaft.

Viertes Kapitel.

Von den schlechten Sitten auf der Goldküste.

Wenn eine Frau die eheliche Treue bricht, so kann der Mann sie wegjagen, und eine andre nehmen. Die Strafe für die Ehebrecher besteht in Gelde. Wenn aber der Strafbare ein Europäer ist; so ist er nicht gehalten, sie zu bezahlen. Die Frau aber muß ein gewisses Geld bezahlen, oder sie ist in Gefahr, weggejagt zu werden. Wenn sie in

Verdacht ist, so kann sie sich dadurch rechtfertigen, daß sie bey ihrem Fetische schwöret. Wenn die vornehmste Frau eines Mannes sein Bette beflecket; so wird es für eine große Uebertretung gehalten, und der Verbrecher muß dem Könige seine Strafe bezahlen; der Ehemann aber ruhet doch nicht eher, als bis er ihn genöthiget hat, den Ort zu verlassen.

Die Strafe unter den gemeinen Leuten, wenn man bey eines andern Frau schläft, ist ohngefähr vier, fünf oder sechs Pfund Sterlinge. Die Reichen aber müssen mehr bezahlen, vornehmlich wenn es eines angesehenen Mannes Frau ist, und da kostet es wohl ein oder zweyhundert Pfund Sterlinge.

Die Händel werden sehr genau vor Gerichte geführt. Leugnen ist da die erste Regel des Rechts, und die Negern, die dieses wohl wissen, treiben also den Ankläger zum Beweise. Dieserwegen erscheint die Frauensperson, die am fähigsten dazu ist, vor der völligen Versammlung, und erzählt die ganze Sache mit ihren eigentlichen Worten und Ausdrücken, nebst allen Umständen der Zeit und des Ortes: wie sich der Strafbare aufgeführt, und was er der Frau gegeben habe. Dieses sind insgemein

gemein sehr schmutzige Rechtssachen. Wenn die Richter endlich nicht wissen, wer Recht oder Unrecht hat; so legen sie der Mannsperson den Reinigungseid auf. Schwört der Mann den; so wird er frey gesprochen: wo nicht, so ergeht der Spruch wider ihn.

Einige Schwarzen heirathen blos darum viele Frauen, damit sie einen guten Unterhalt durch sie gewinnen mögen, und goldene Hörner tragen. Diese sind freywillige Hahnreye, die ihren Frauen völlige Erlaubniß geben, andre Männer zu ihren Umarmungen anzureizen. Wenn dieses geschehen ist, so erzählen diese Frauen es sogleich ihren Männern, welche wohl wissen, wie sie solche Verliebte rupfen sollen. Es ist nicht zu sagen, was diese treulosen Frauenspersonen für List anwenden, Mannsleute, besonders Fremde, in ihr Netz zu ziehen. Sie geben wohl gar vor, sie hätten keinen Mann, und wären also ganz frey. Die Sache ist aber nicht so bald geschehen; so kommt der Mann zum Vorschein, und giebt ihnen dringende Ursachen, ihre Leichtgläubigkeit zu bereuen.

Andre, deren Liebhaber wissen, daß sie verheirathet sind, versprechen und schwören ein

ewiges Stillschweigen. So bald sie aber nur ihren Mann antreffen, so erzählen sie es ihm. Denn wenn sie es verhehlten, und er erführe es, so würde es ihnen sehr theuer zu stehen kommen. Auf diese Art aber thun sie ihrer Neigung ein Genüge, und befördern des Mannes Nutzen oben ein.

Dieß ist, was den Ehebruch betrifft, die Gewohnheit der Schwarzen an der Küste. Die innländischen Schwarzen aber sind strenger. Derjenige, welcher bey ihnen die Frau eines andern schändet, kommt nicht nur gemeiniglich selbst um das Seinige, sondern seine Anverwandten leiden auch oftmals mit ihm. Wenn aber die beleidigte Person ein reicher oder vornehmer Mann ist; so ist er nicht einmal damit zufrieden, sondern er muß auch das Leben des Thäters haben. Ist dieser ein Sclave, so ist sein Tod unvermeidlich bestimmt, und das auf die grausamste Art, die nur erdacht werden kann, und außerdem wird auch seinem Herrn noch eine Geldstrafe auferlegt. Die Männer verabscheuen auch daselbst die niederträchtige Art, mit ihren Frauen zu handeln, die an den Küsten gewöhnlich ist. Eine Frauensperson, die im Ehebruche ergriffen wird, steht auch in

gro=

großer Gefahr, ihr Leben zu verliehren, wofern ihre Anverwandten den aufgebrachten Ehemann nicht durch eine große Summe Geldes befriedigen. Diejenige aber, die bey ihres Mannes Sclaven liegt, wird unfehlbar so, wie der Sclave, ihr Liebster, zum Tode verdammt, und außerdem sind ihre Anverwandten verbunden, ihrem Manne eine gewisse Summe zu bezahlen. Ein jeder Schwarzer ist in diesem Falle meist sein eigener Richter, und wenn er allein zu schwach ist, sich zu rächen; so ruft er seine Freunde zu Hülfe, die ihm willig hülfreiche Hand leisten. Denn so weiß ein jeder gewiß, daß er von der Strafe etwas bekommen wird.

Diese innländischen Schwarzen sind viel reicher, als die unter den Factoreien, und daher wird eine Person, welche dieses Verbrechens schuldig ist, mit der äußersten Strenge bestraft. Sie bestrafen den Ehebruch manchmal über fünfhundert Pfund Sterling. So hoch beläuft sich aber sehr selten das ganze Vermögen eines Schwarzen an der Küste.

Ob nun aber gleich die Männer so scharf sind, die eheliche Treue von ihren Frauen zu fordern; so können sie selbst doch mit andern

Frauenspersonen sich ungestraft lustig machen, und es darf sichs keine, seine vornehmste Frau ausgenommen, einkommen lassen, ihn deshalb zur Rede zu setzen. Diese bestraft ihn zuweilen in der That sehr ernstlich, und drohet, ihn deshalb zu verlassen; indessen muß dieß doch geschehen, wenn der Mann bey guter Laune ist, sonst nimmt er es sehr übel.

Aber aller dieser Schärfe ohnerachtet, nehmen sich dennoch die Frauen viele Freyheiten. Und in der That, wenn man die natürliche Hitze ihrer Leibesbeschaffenheit in Erwägung zieht und betrachtet, daß zehn oder zwölfe nur einen Mann haben; so ist es kein sehr großes Wunder, wenn sie beständig Liebeshändel suchen, und darüber selbst ihr Leben in Gefahr setzen.

Einige von beyden Geschlechtern leben unverheirathet, wenigstens eine Zeitlang. Indessen giebt es gemeiniglich mehr ledige Frauens- als Mannspersonen, und doch sterben sehr wenige Negern unverheirathet, wenn es nicht in der Jugend geschieht. Die erste Ursache, warum, die Frauenspersonen unverheirathet bleiben ist, weil sie alsdann in Freyheit sind, so viel Männer zu haben, als ihnen beliebt. Personen

von

von dieser Art heirathen gemeiniglich unter dem gemeinen Volke, und halten es selten mit ihrem Ehemanne allein. Die zweyte Ursache ist die große Anzahl von Frauenspersonen, welche, da sie der Männer ihre weit übertrifft, macht, daß einige Zeit hingeht, ehe man um sie anhält. Es ist ihnen indessen dieses Warten gar nicht beschwerlich, weil es ihnen keine Schande ist, so oft, als sie es für gut finden, ihren Leidenschaften nachzugehen. Sie werden auch deswegen nicht verachtet, sondern vielmehr eben so bald, als andre, verheirathet.

Fünftes Kapitel.

Von den Höflichkeitsbezeugungen und den Sclaven auf der Goldküste.

Wenn die Schwarzen des Morgens einander außer dem Hause begegnen; so grüssen sie einander so, daß sie sich mit vieler Freundlichkeit umfangen, und indem sie die zwey vordern Finger der rechten Hand zusammen fügen, machen sie, daß solche knacken. Darauf beugen sie ihre Köpfe, und wiederholen das Wort Auzi, welches ihr Gruß ist.

Sie begrüßen einander auch mit Entblößung ihrer Köpfe, aber die innländischen Völker sehen dieß für kein Zeichen der Ehrerbietung an. Darauf fragen sie einander: wie sie geschlafen haben? und die Antwort ist: sehr wohl.

Wenn sie einem Europäer begegnen, so nehmen sie ihren Hut oder ihre Mütze ab, und machen eine Art von Scharfuß oder Beugung mit ihrem Beine, und sagen: Agio Signor. Wenn zu el Mina Personen von einigem Ansehn einander grüßen; so sagen sie nach den allgemeinen Cärimonien, da sie einander bey der Hand nehmen, und die Finger knacken: Bere, Bere, das ist: Friede, Friede.

Bey Besuchen nimmt diejenige Person, welche besucht wird, die Gäste bey der Hand, und indem sie deren Mittelfinger zusammen schlägt, heißt sie sie nur willkommen, wenn es der erste Besuch ist. Wenn es aber der zweyte oder dritte Besuch ist; so heißt sie solche willkommen, und sagt: ihr seyd ausgegangen und zurückgekommen, worauf der andre antwortet: ich bin wiedergekommen. Dieß ist die größte Höflichkeit unter ihnen.

Wenn

Wenn die Schwarzen an der Küste von einem Europäer oder Fremden besucht werden; so bringen die Frauen oder Sclavinnen, sobald die gegenseitigen Komplimente vorbey sind, Wasser, Palmöl, und eine Art von Salbe, um die Gäste zu salben und zu waschen.

Die Besuche der Könige und der Vornehmen sind mit verschiedenen seltsamen Cärimonien begleitet. Z. E. wenn der König oder Herr einer Stadt nahe an desjenigen Königs Stadt gekommen ist, oder solche erreicht hat, den er zu besuchen Willens ist; so schickt er einen von seinen Begleitern ab, denselben zu begrüßen, und läßt ihm seine Ankunft melden. Dieser schickt wieder einen Bothschafter von seinen eignen Leuten mit jenes Gesandten zurück, der den ersten bewillkommen, und ihn einer guten Aufnahme versichern muß. Unterdessen der andre nun unterwegens ist; so stellet der König oder Befehlshaber alle seine Soldaten in Schlachtordnung auf dem Markte, oder vor seinem Pallaste. Diese, deren gemeiniglich drey oder vierhundert Mann sind, setzen sich nieder, und erwarten ihren Gast, der zum Staate und aus Hoheit nur sehr langsam anrückt, und von einer großen Menge bewaffne-

 ter

ter Mannschaft begleitet wird. Diese springen und tanzen, und machen ein fürchterliches kriegerisches Geräusch.

Wenn er nun endlich den Ort erreicht hat, wo der König der Stadt sitzt, und seiner wartet, so geht er nicht gleich gerade auf ihn zu, sondern er schickt zuerst alle seine unbewaffneten Großen ab, dem andern und seinen Leuten, die um ihn sind, zum Gruße die Hand zu bieten. Endlich nähern sich die beyden Herren, mit Schilden bewaffnet, einander; und wenn der Gast von höherm Range ist als der Wirth, oder dieser jenen mit einer außerordentlichen Aufnahme beehren will; so umarmt er ihn dreymal hintereinander, und heißt ihn eben so vielmal willkommen. Wenn aber der Gast geringer ist; so bewillkommt er ihn nur blos dadurch, daß er ihm dreymal die Hand giebt, und mit seinem Mittelfinger dreymal schnippet. Wenn dieses vorbey ist; so setzen sich der Gast und sein Gefolge dem andern gegenüber, und warten, daß er kommen und sie bewirthen soll, welches auch gleich darauf dreymal rund herum geschieht. Nach diesem kehret er wieder an seinen Ort zurück, setzt sich nieder, und schickt Leute ab, die übrigen von seines Gastes

Leu-

Leuten zu bewillkommen und zu begrüßen, sich nach ihrem Wohlseyn und der Ursache ihrer Ankunft zu erkundigen, welches das Oberhaupt gemeiniglich durch seine eignen Abgeschickten beantwortet. Diese gegenseitigen Cärimonien dauern oft eine oder zwey Stunden, oder bis der Wirth aufsteht, und seinen Gast nöthiget, in sein Haus zu gehen, wo er von dem Könige und den Vornehmen in der Stadt mit Schafen, Vögeln, Ignames, oder was sonst angenehm ist, beschenkt wird. Auf diese Art endigt sich diese beschwerliche Begrüßung, wobey doch noch weit mehr Umstände vorgehen, als hier nur der Kürze wegen angeführt sind.

An der Küste hat man nicht viel Sclaven, und es ist nur den Königen und Edlen erlaubt, einige zu kaufen und zu verkaufen; so daß sie ihrer nur so viele halten dürfen, als sie zum Hauswesen oder Feldbaue gebrauchen.

Ihre Sclaven sind gemeiniglich solche elende Leute, die durch Armuth genöthigt worden sind, sich an die Großen und Edlen, welches die einzigen Kaufleute sind, zu verkaufen, damit sie nicht Hungers stürben. Diese Herren bemerken sie mit ihrem eignen Zeichen. Wenn sie weglaufen wollen, und wieder eingeholt

 wer-

werden; so verlieren sie bey dem ersten Versuche das eine Ohr: bey dem zweyten das andre: und wenn man sie zum drittenmale wieder bekommt; so werden sie verkauft, oder der Kopf wird ihnen abgeschlagen, nachdem es ihrem Herrn beliebt. Die von Sclaven erzeugten Kinder sind auch Sclaven, und müssen dasjenige thun, was ihnen befohlen wird, welches gemeiniglich leichte Arbeit ist, als Glaskorallen anreihen und dergleichen.

Der König hat verschiedene Arten von Sclaven. Unter diesen sind einige, welche dadurch ihre Freyheit verlohren haben, weil sie die Strafe nicht bezahlen können, die ihnen wegen eines Verbrechens auferlegt worden ist. Diese werden von andern dadurch unterschieden, daß sie keine Hüte tragen, sondern stets in bloßem Kopfe gehen. Gewöhnlich werden sie sehr gut gehalten, und selten gezüchtigt.

Die Eingebornen wollen nicht Aethiopier heißen, welches, wie sie sagen, ein Schimpfname ist, der nur für die Sclaven gehört, sondern sie nennen sich Prettos oder Schwarze.

Sech-

Sechstes Kapitel.

Von ihren Handwerkern, Beschäftigungen und Märkten.

Die Schwarzen auf der Goldküste haben sehr wenig Handwerke. Fast alle ihre Künste gehen auf Verfertigung irdener Schalen und Tröge, auf Stühleflechten, und die Verfertigung kupferner Salbenbüchsen, und goldener, silberner oder elfenbeinerner Armringe, einiger Fetische, und andrer Kleinigkeiten.

Die Handthierung, worinn die Schwarzen noch am erfahrensten sind, ist das Schmieden. Die Grobschmiede, deren es an vielen Orten eine große Menge giebt, verfertigen mit den schlechten Werkzeugen, die sie haben, alle Arten von kriegerischen Waffen, wozu sie nur Gelegenheit finden, nur Feuergewehr nicht. Sie machen auch allerley Geräthe zur Haushaltung und zum Ackerbau. Ob sie gleich keinen Stahl haben; so machen sie doch Säbel und andres schneidendes Gewehr. Ihr vornehmstes Werkzeug ist ein harter Stein, anstatt eines Amboßes, ein paar Zangen, ein Paar kleiner Blasebälge mit drey oder vier Röh-

ren, die von ihrer eignen Erfindung sind, und sehr stark blasen. Ihre Feilen von verschiedener Größe sind so gut, als in Europa eingerichtet. Hämmer von allerhand Größe haben sie von den Holländern, und ihre Schornsteine sind kleiner als die unsrigen.

Ihre Goldschmiede aber übertreffen ihre Grobschmiede in ihren Arbeiten, weil sie diese Kunst von den Franzosen, Portugiesen und Holländern in vorigen Zeiten gelernt haben. Jtzt machen sie von feinem Golde Brustschildchen, Helme, Armbänder, Götzen, Jagdhörner, Beschläge für Frauenzimmerschuhe, allerhand Geschirre, Halsbänder, Hutschnüre, Ketten und glatte Ringe, Knöpfe und andre Sachen. Sie gießen auch alle Arten von zahmen und wilden Thieren, die Köpfe und Gerippe von Löwen, Tiegern, Ochsen, Schmalthieren, Affen und Ziegen, welche ihnen zu Fetischen dienen, entweder maßiv oder durchbrochen. Die künstlichste Arbeit aber zeigen sie in den goldnen und silbernen Hutschnüren, die für die Europäer gemacht werden. Der Drath und das Geflechte an denselben ist so niedlich, daß es einem europäischen Künstler Mühe machen würde, sie nachzuahmen.

Aus-

Außer den Schmieden haben sie auch Zimmerleute, Schilf- und Strohdecker, Töpfer, Hutmacher und Weber. Die andern sind, außer den Kauf- und Handelsleuten, Fischer. Alle aber bauen zugleich den Acker. Die Zimmerleute werden hauptsächlich gebraucht, das Holzwerk an den Häusern und Kähnen zurecht zu machen.

Sie haben eine besondre Art, die Palmblätter, das Stroh von dem indianischen Weizen, oder die Binsen zusammen zu legen. Sie binden und befestigen es alles zusammen an runde Stangen von verschiedener Größe. Diese Art von Dächern verkaufen sie bereits ganz fertig auf dem Markte, so daß einer, der sich ein Haus bauen, oder eines ausbessern will, ein Dach nach seiner Absicht aussuchen kann.

Die Töpferkunst haben sie von den Portugiesen gelernt. Obgleich ihre irdene Waare sehr dünne ist, so ist sie doch außerordentlich hart, und so gut, als irgend eine in der Welt, um darinn zu kochen, oder sie sonst zu gebrauchen. Ihr Thon ist von einer dunkeln Farbe, und die daraus gemachten Geschirre können die größte Hitze ausstehen.

Die

Die inländischen Schwarzen haben auch verschiedene Handthierungen und eine Menge von Ackerleuten. Einige machen verschiedene Arten von Mützen und Hüten aus Thierfellen, oder von Strohe und Binsen. Viele sind Weber, welche auf kleinen Stühlen, die sie wegtragen können, künstlichen Zeug wirken, und die Rinde von gewissen Bäumen spinnen, welche sie auf unterschiedliche Art färben. Die Leute aus Jssini und dem benachbarten Lande sind die besten Weber an der Goldküste.

Das Fischen wird hier nach dem Handel am höchsten geschätzt, und es legen sich mehrere darauf, als auf irgend eine andre Verrichtung. Zu Anta und längst der Küste erziehen sie ihre Söhne von ihrem neunten und zehnten Jahre dazu. Die meisten Fischer aber sind zu Kommendo, Mina und Kormantin. Von einem jeden von diesen Orten gehen alle Morgen, des Dienstages, als ihren Fetischtag, ausgenommen, fünf, sechs, und zuweilen auch wohl achthundert Kähne aus, jeder dreyzehn bis vierzehn Fuß lang, und drey oder vier Fuß breit. Diese stechen gemeiniglich mit einem Ruderer, außer dem Fischer, auf zwey Meilen weit in die See, und sind mit allen Arten

von Takelwerke, mit Haken und Netzen wohl versehen. Ein jeder Fischer führet in seinem Kahne einen Säbel, etwas Brodt, Wasser, und ein wenig Feuer auf einem großen breiten Steine, um Fische zu braten, wenn er dazu Gelegenheit hat. Auf diese Art arbeiten sie bis Nachmittag, und selten später, weil alsdann die Seewinde stärker werden. Gemeiniglich kommen sie mit Fischen wohl beladen ans Ufer zurück. Die, welche länger ausbleiben, verkaufen gemeiniglich ihre Fische am Bord der Schiffe für Branntewein, Knoblauch, Angeln, Drath, Nadeln, Pfeifen, Taback, Glasknöpfchen, Messer, alte Hüte, Kleider, u. d. gl. Diese Fischer sind sehr fleißig in ihrer Arbeit und unermüdet.

Da sie von Kindheit auf zu diesem Geschäffte erzogen werden; so sind sie sehr erfahren darinn. Sie bedienen sich dazu, nach den verschiedenen Jahrszeiten und Umständen, verschiedener Werkzeuge. Sie fischen auch oftmals bey Nacht, und führen in der einen Hand eine brennende Fackel, um dabey zu sehen, und in der andern halten sie einen Fischerspieß oder eine Gabel, womit sie den Fisch, wenn er nach dem Lichte herauf kommt, schlagen und fan-

gen.

gen. Ihre Fackeln machen sie von leichtem dürren Holze, welches sie splittern, mit Palmöle reiben, und in Bündel, so dick als ein Arm und sechs Fuß lang, zusammen binden, welches ein helles Licht giebt. Andre zünden Feuer in ihren Kähnen an, von welchen die Seiten mit drey oder vier Löchern durchbort sind, durch welche die Flamme auf dem Wasser glänzet, und die Fische herbey lockt, welche sie alsdann mit ihren Spießen tödten. Noch andre bedienen sich weder der Böte noch der Kähne, sondern waden dicht am Ufer ins Wasser, und führen in der einen Hand eine brennende Fackel, und in der andern einen Korb von Zweigen. So gehen sie gegen die Fluth bis mitten an den Leib ins Wasser, und indem die Fische nach dem Lichte kommen, fangen sie solche in dem Korbe, indem sie ihre Hand auf die Oeffnung desselben schlagen. Darauf ziehen sie eine Schnur durch die Köpfe der Fische, und hängen solche über ihre Schultern, bis sie genug haben.

Dem Könige wird ein Tribut beynahe von allen Fischen, die gefangen werden, bezahlt, sobald als solche ans Ufer gebracht sind, und dieser wird ihm nach seinem Palaste gebracht.

Die

Die Netze zum Fischen machen die Männer von Schilfrohre und Binsen.

Canoes werden häufig an der Küste gemacht, und zum Theil an Europäer verkauft. Die größten sind vierzig Fuß lang, sechs breit, und drey tief, und von dieser Größe gehen sie herab, bis auf die kleinste Art, welche vierzehn Fuß lang, und drey oder vier Fuß breit sind. Die größten führen acht, selten zwölf Tonnen Güter, außer dem Schiffsvolke. Sie besetzen sie manchmal mit Segeln, und mit zwölf oder achtzehn Mann. Ihre Kriegscanoes führen gemeiniglich funfzig oder sechzig Mann, ausser dem Kriegsvorrathe und Lebensmitteln auf vierzehn Tage, wenn es nöthig ist. Ihre Segel sind gemeiniglich von Binsenmatten oder einer Art von Zeugen aus Baumrinden, welche lange haarige Fäsern haben, wie die Cocoabäume, welche sie stricken und dann zusammen weben. Ihr Strickwerk ist von Palmbaumgarne. Diese Canoes sind gemeiniglich inwendig und auswendig gemalt, so gut als es die Schwarzen können, und mit einer Menge von Fetischen oder Götzen hinten und vorne aufgeputzt. Dieß sind gemeiniglich Aehren von indianischem Weizen unter einigen getrockneten

Köpfen

Köpfen oder Schnauzen von Löwen, Ziegen, Meerkatzen oder andern Thieren. Die Canoes, welche eine lange Reise thun sollen, führen gemeiniglich eine todte Ziege bey sich, die an dem Hintertheile hängt.

Aus dem, was von ihren größten Canoes gesagt worden ist, kann man leicht muthmaßen, was für ungeheure Bäume in diesem Lande seyn müssen, wenn man erwägt, daß diese Kähne aus einem Stamme gemacht werden. Man kann sich auch vorstellen, was für eine langwierige und verdrießliche Arbeit es ist, diese Bäume zu fällen, und sie mit einem kleinen krummen Messer so zu bearbeiten, bis sie die gehörige Gestalt bekommen. Dieß würde kaum angehen, wenn nicht die Copotbäume, aus welchen die Canoes insgesammt gemacht werden, ein weiches und lockres Holz hätten. Wenn der Stamm des Baumes so lang gehauen ist, als ihr Canoe seyn soll, so hölen sie ihn mit ihrem Messer so tief aus, als sie können, und darauf brennen sie ihn nach und nach aus, bis er die verlangte Hölung und Dicke hat, die sie dann mit andern kleinen Werkzeugen von ihrer eignen Erfindung sowohl inwendig als auswendig schaben und glatt machen;

chen; dabey lassen sie ihm die gehörige Dicke, damit er, wenn er beladen wird, nicht splittre.

Der Boden ist meistentheils flach, und die Seiten etwas rund, so daß sie gegen oben zu etwas enger laufen, und ein wenig darunter sich etwas ausbeugen, und einen Bauch machen, damit sie mehr Segel führen können. Das Vorder- und Hintertheil sind etwas lang gespitzt, und ein wenig krumm, aber sehr scharf an den Enden, damit einige Mann sie bey Gelegenheit heben, ans Ufer legen, und sie umkehren können. Daher machen sie sie auch so leicht als möglich.

Die kleinern Canoes gehen sehr schnell zur See, ob sie gleich leicht sind. Sie sind aber dabey so niedrig, daß die Bootsleute halb unter dem Wasser sitzen müssen. Es haben sieben bis acht Personen darinn Platz, die aber einzeln hinter einander sitzen müssen, weil sie zu eng sind, als daß zwo Personen neben einander sitzen könnten. Sie sitzen auf kleinen Stühlen in der Mitte, und halten ihre Ruder in den Händen, die wie eine Beckerschaufel aussehen, und womit sie, da der Steuermann im Hintertheile sitzt, den Kahn fortrudern. Diese Canoes fliegen wie ein Pfeil auf dem

Wasser, so daß keine Barke oder Schaluppe ihnen gleich kommen kann, vornehmlich wenn die See glatt und eben ist, da sie denn leicht von einem Bootsmanne regiert werden. Wenn die See aber rauh ist, so können sie den Wellen nicht so gut widerstehen. Wenn sie umschlagen; so setzen sie sie geschickt wieder in die Höhe, befreyen sie von dem Wasser, welches hinein gelaufen ist, und setzen ihre Reise fort.

Was den Ackerbau oder die Hauswirthschaft unter diesen Schwarzen betrifft; so säen sie ihr Korn zur regnigen Jahrszeit, indem es wegen der Härte der Erde unmöglich ist, daß sie es in der trocknen thun können. Wenn die regnige Jahrszeit heran kommt, so gehen sie aufs Feld und in die Wälder, um sich einen bequemen Ort auszusuchen, ihr Korn zu säen. Denn hier hat man kein eigen Land, sondern es gehört alles dem Könige, ohne dessen Bewilligung niemand säen oder pflanzen kann. Wenn sie diese Erlaubniß erhalten haben; so gehen sie scharenweise aus, und reinigen zuerst den Boden von Gebüsche und Gesträuche, welches sie verbrennen. Das so gereinigte Feld, dem die Asche zum Dünger dienet, graben sie einen Fuß tief mit einer Art von Spaden auf, und

lassen es auf diese Art acht oder zehn Tage liegen, bis ihre andern Nachbarn ihren Boden auf eben die Art zugerichtet haben. Darauf berathschlagen sie sich wegen des Säens, und zu dem Ende versammeln sie sich den folgenden Fetischtag an des Königs Hofe. Des Königs Korn muß zuerst gesäet werden. Darauf gehen sie wieder aufs Feld, reißen die übrigen Gesträuche aus, graben das Land nochmals um, und säen ihren Samen aus. Sie fangen gemeiniglich an einem Fetischtage an, das Land zu besäen, welches dem Könige oder Statthalter zugehört. Dieser giebt ihnen, wenn die Arbeit des Tages vorbey ist, einige Töpfe Palmwein, nebst einer angerichteten Ziege und andern Speisen. Davon schmausen sie, verbrennen darauf die Wurzeln und das Gesträuche zusammen in einem Haufen, und singen und tanzen zu Ehren ihres Fetisches, rund um denselben herum, um eine gute Erndte von ihm zu erhalten.

Den folgenden Tag besäen sie auf gleiche Art das Feld ihrer Nachbarn, und werden von den Eigenthümern auf eben die Art tractiret: und so fahren sie fort, gemeinschaftlich zum

 gemei-

gemeinen Besten zu arbeiten, bis eines jeden Mannes Feld bestellt und besäet ist.

Ihr Korn sproßt bald hervor. Wenn es ohngefähr von der Höhe eines Mannes ist, und zu reifen anfängt; so errichten sie mitten im Felde ein hölzernes Haus, mit Strohe gedeckt, worein sie ihre Kinder setzen, um das Korn zu bewachen, und die Vögel wegzuscheuchen. Sie jäten ihr Korn niemals, sondern lassen das Unkraut mit demselben aufwachsen, bis es zusammen abgeschnitten wird.

Wenn ihre Erndte vorbey ist; so verkaufen sie einen Theil von ihrem Korne an diejenigen, welche keins gesäet haben, und von diesem Gelde bezahlen sie dem Könige ihre Steuer. Diese Steuer ist nicht festgesetzt, sondern jeder bringt dem Statthalter, was ihm genug zu seyn dünket. Wenn solcher zehn oder zwölf Unzen Gold gesammelt hat; so bringt er es dem Könige, der es gütig aufnimmt, und ihn, nachdem er ihn gut bewirthet hat, sehr vergnügt zurück schickt.

An der ganzen Goldküste giebt es in allen Flecken ordentliche Märkte, die mit Lebensmitteln und Kaufmannswaaren versehen sind. Das gangbare Geld ist Goldstaub, und an andern

Orten Bujis oder Kowris. Diese Marktplätze sind gemeiniglich mitten in dem Flecken, und weil eine jede Waare ihren besondern Ort hat, und der Preis davon bestimmt ist; so giebt es selten Verwirrung. Die Märkte sind allenthalben fast einerley. Sie werden alle Tage in der Woche, den Fetischtag ausgenommen, gehalten.

Sobald der Tag anbricht, bringen die Leute Zuckerrohr in Bündeln herein, welches die Eingebornen sehr lieben, und daher bald wegkaufen. Bald darauf kommen die Bauerfrauen mit Früchten, Wurzeln, Getreide, Federvieh, Eiern, Brodt und andern Nothwendigkeiten. Damit versorgen sie nicht nur die Einwohner, sondern auch die europäischen Schiffe.

Die Frauenspersonen sind im Kaufen und Verkaufen ungemein erfahren, und sehr arbeitsam. Denn sie kommen einige fünf bis sechs Meilen weit her täglich zu Markte, und sind wie Packpferde beladen, mit einem Kinde manchmal auf dem Rücken, und einer schweren Last auf dem Kopfe. Wenn sie ihre Waaren verkauft haben; so kaufen sie Fische und andre Nothwendigkeiten, die sie brauchen, wieder

 ein,

ein, und gehen eben so stark beladen wieder nach Hause, als sie gekommen sind.

Die Waaren, die sie von den Stadtleuten bekommen, sind gemeiniglich europäische, wie auch Fische, die das Landvolk sehr liebet, und zuweilen zweyhundert englische Meilen ins Land weit verführet, um sie wieder zu verkaufen.

Diese Märkte sind frey von allen Zöllen und Abgaben an den König. Wenn aber das Landvolk etwas auf dem Wege von den besondern Dingen antrifft, die sie zu ihrem Fetische erwählet haben; so beschenken sie es mit etwas von ihren Früchten und von ihrem Korne statt des Zehnten.

Des Nachmittags kommen die Palmweinverkäufer zu Markte. Sie bringen ihn in Töpfen, und einige haben einen, andre mehr, nachdem sie in der vorigen Nacht viel abgezapft haben. Sie kommen deshalb des Nachmittags, weil alsdann die Geschäfte des Tages zwischen den Holländern und den Kaufleuten gemeiniglich vorbey sind, und die Schiffleute sowohl, als die Schwarzen, ihr Geld willig anlegen, um sich den übrigen Tag lustig zu machen. Wenn aber die Verkäufer sehen, daß große Nachfrage darnach ist; so erhöhen sie

auch

auch den Preis. Sie kommen mit einem Beile in dem Gürtel, und zwey oder drey Wurfspießen in der Hand, lassen aber diese Waffen am Thore, und bekommen sie wieder, wenn sie nach Hause zurück kehren.

Ihr Taback wird auch in Blättern verkauft, die sie selbst trocknen und rauchen: denn die Kunst, ihn in Rollen zu wickeln, wissen sie nicht.

Die Frauenspersonen gehen um drey Uhr vom Markte wieder nach den Dörfern, einige in Gesellschaft, und singen und scherzen den ganzen Weg frölich hindurch. Unter allen Gütern hat der Palmwein den meisten Abgang. Alle Sachen werden hier für bares Geld verkauft: denn die Negern wissen nichts von Credit. Wenn die Sache nicht viel kostet; so wägen sie das Gold auf der Spitze ihres Fingers: ist es aber viel, so bedienen sie sich der Wagschalen. Diese bestehn aus zwey flachen Stücken Kupfer, etwas breiter als ein Kronstück, welche sie mit einem Drate an das Ende eines kurzen Stockes hängen, und ihnen sehr genau das Gleichgewicht geben. Diese Schalen zu halten oder aufzuhängen, machen sie eine Schlinge von Drate, um ihren linken

Daumen hinein zu stecken, und befestigen sie in der Mitte des Stocks oder des Ballens. Anstatt der Gewichte bedienen sie sich eines gewissen rothen Korns, Takous genannt, deren jedes ohngefähr zwey englische Pfennige schwer ist, und damit können sie sehr genau ein Loth Gold abwägen. Einige Kaufleute haben auch Goldwagen, wie die europäischen.

Das auf diesen Märkten gangbare Geld besteht aus kleinen Stückchen Gold, Krakra genannt, welches an der ganzen Goldküste, ausser zu Akkra, gewöhnlich ist, wo sie zu geringen Sachen eine Art von einer großen eisernen Nadel mit einem halben Cirkel an dem einen Ende gebrauchen. Dieses Nadelgeld soll im Jahre 1600 an der ganzen Küste gewöhnlich gewesen seyn, und die Negern sollen damals kein andres Geld gehabt haben. Das Krakra sind viereckige Stückchen Gold, jedes von einem Scrupel oder Gran, welches die Portugiesen zur Bequemlichkeit erfunden haben: denn zuvor geschah alles durch Tausch.

Sie haben noch andre Märkte ein oder zweymal des Jahrs, die unsern Jahrmärkten ähnlich sind, und auf die sich alle Leute vom Lande begeben. Sie richten die Tage dazu in allen

len Königreichen sorgfältig so ein, daß diese Märkte nicht zusammen auf eine Zeit fallen. Auf diese bringen sie alle Arten von europäischen Gütern, die an der Küste gekauft worden sind, um sie weiter ins Land zu verführen.

Siebentes Kapitel.

Von ihren Lustbarkeiten, ihrem Tanzen und ihrer Musik.

Die Schwarzen an der Goldküste, sowohl Manns- als Frauenspersonen, besonders aber die letztern, lieben das Tanzen dermaßen, daß sie auch mitten in ihrer beschwerlichsten Arbeit, wenn sie jemand singen, oder auf einem musikalischen Instrumente spielen hören, sogleich anfangen zu tanzen.

Es ist seit undenklichen Zeiten her eine Gewohnheit bey ihnen, daß der größte Theil der Einwohner einer Stadt oder eines Fleckens alle Abende auf dem Marktplatze zusammen kommt, um ein oder ein paar Stunden vor dem Schlafengehen zu singen, zu tanzen, oder sich lustig zu machen. Bey dieser Gelegenheit kleiden sie sich alle aufs beste an. Die Frauens-

personen, welche zuerst kommen, haben eine Menge von kleinen klingenden Glocken an ihren Füßen. Die Mannspersonen führen kleine Fächer in ihren Händen, von Elephanten- oder Roßschweifen gemacht, fast wie die Bürsten, womit man von Gemälden den Staub abkehret, nur daß sie an beyden Enden vergoldet sind. Gemeiniglich kommen sie um Sonnenuntergang zusammen, und ihre Musik besteht aus Hornbläsern oder Trompetern, Trommelschlägern, Pfeifern und dergleichen, die sich an einem besondern Orte stellen.

Die Manns- und Frauenspersonen, welche diesen Tanz machen, theilen sich in Paare, die sich einander gegen über stellen, wie in den englischen Tänzen. Sie machen darauf einen allgemeinen Tanz, und fallen auf vielerley wilde lächerliche Stellungen, indem sie bald anrücken, bald sich zurückziehen, springen, auf die Erde stoßen, ihre Köpfe beugen, so wie sie vor einander vorbey gehen, und einige Worte murmeln. Darauf schnippen sie mit ihren Fingern, und reden laut oder flüstern nur, bewegen sich langsam oder schnell, und schütteln ihre Fächer.

Sie berühren dabey einander wechselsweise die Schultern mit ihren Fächern. Die Frauenzimmer legen Strohseile in Zirkel auf die Erde, springen hinein, tanzen um sie herum, nehmen sie mit ihren Zehen auf, werfen sie in die Luft, und fangen sie mit ihren Händen wieder. An diesen Luftsprüngen ergötzen sie sich sehr, lassen sich aber nicht gern von Fremden zusehen, weil solche sie auslachen und beschämen. Nachdem sie eine oder zwo Stunden in dieser Lustbarkeit zugebracht haben; so begeben sie sich ein jeder wieder nach Hause.

Ihre Tänze verändern sich nach Beschaffenheit der Zeit, Vorfälle und Oerter. Einige zu Ehren ihrer Fetische sind ernsthafter. Es giebt auch zuweilen öffentliche Tänze, die auf Befehl ihrer Könige eingeführt sind: als zu Abrambo, einer großen Stadt in Fetu, wo jährlich acht Tage hinter einander ein großer Zusammenlauf von Leuten beyderley Geschlechts aus allen Gegenden ist. Dieß heißt die Tanzzeit, und zu dieser Feyerlichkeit kommt ein jeder so schön geputzt, als es sein Vermögen zuläßt. Sie haben gewisse zu diesem Ende bestimmte Häuser, worin die Jugend tanzen, und auf Instrumenten spielen lernet.

Ihre jungen Mannspersonen sind dem Saufen und dem Schwärmen des Nachts durch die Straßen, bewaffnet und in Gesellschaft, sehr ergeben, welches oftmals Streit verursacht. Sie werden zwar nicht leicht gereizet: wenn sie aber einmal böse sind, so gehen sie selten ohne Blutvergießen auseinander.

Alle ihre öffentlichen Lustbarkeiten und Vergnügungen bestehen vornehmlich in musikalischen Concerten, Lustgefechten und Tanzen. Ihre Musik ist mancherley. Sie haben kupferne Becken, die sie mit Stöcken schlagen; Trommeln, welche aus einem holen Stück Holz gemacht, und mit einer Ziegenhaut bedeckt sind; runde Stecken mit verschiedenen Löchern, die, wenn sie geschlagen, oder vielmehr, wie es scheint, geblasen werden, einen wunderbaren Klang geben; Klappern, Cimbeln, und ein holes Instrument, wie eine Harfe, mit sechs Saiten von Rohre, worauf sie mit beyden Händen spielen.

Ihr Blasehorn wird aus kleinen Elephantenzähnen gemacht, die etwa zwanzig oder dreyßig Pfund wiegen. Auf diese schneiden sie zur Zierrath verschiedene Bilder von Menschen und Thieren, aber so schlecht, daß sie kaum

von

von einander zu unterscheiden sind. An dem untern Ende dieser Hörner ist ein Stück Strick befestiget, das mit Hüner- oder Schafsblute schwarz gefärbt ist, und an dem kleinen Ende ist ein viereckiges Loch, das Instrument zu blasen. Es macht eine seltsame Art von Geräusch, welches sie doch zu gewissen Tönen bringen, die sie verändern, wie es ihnen beliebt. Zuweilen blasen sie so gut, daß, ob es gleich nicht angenehm, doch auch nicht so abscheulich ist, wie es von einigen beschrieben wird.

Ihre Trommeln sind an dem einen Ende mit Schafsfelle überzogen, an dem andern aber offen. Sie setzen sie auf die Erde, wie die Kesselpauken, oder hängen sie an einem Stricke um den Hals. Sie schlagen sie mit einem oder zwey Stöcken, oder auch mit beyden Händen. Dabey haben sie einen Knaben, der mit einem Stück Holz auf ein holes Stück Eisen schlagen muß, welches zusammen einen abscheulichen Klang giebt.

Bey ihren oben gedachten Zusammenkünften spielen sie mit ihren verschiedenen Instrumenten zusammen ein Concert, halten den Takt und ruhen, da indessen andre zu den Tänzen singen, welches alles zusammen keine ganz zu

verachtende Harmonie hervorbringt. Andre versichern aber, daß es einen wilden widrigen Klang gäbe, und ein rauhes lermendes Concert mache.

Achtes Kapitel.

Von den Krankheiten, Arzneymitteln, Todesfällen und Begräbnissen der Negern auf der Goldküste.

So ungesund dieß Land für die Europäer ist, so wenig Krankheiten haben seine ursprünglichen Einwohner. Sie sind so stark, daß sie bey einer Verwundung oder Unpäßlichkeit, ohne sich viel daraus zu machen, immer ihre Verrichtungen abwarten, als ob sie vollkommen gesund wären. Sie bekümmern sich auch wenig um ihre Wunden, ob solche eitern oder Narben lassen. Die gewöhnlichen Krankheiten hier sind die Franzosen, der Krebs oder Wurm, das Kopfweh und bösartige Fieber.

Die Franzosen heilen sie ordentlich mit der Decoction von Sarsaparille, welches Holz die Holländer häufig einführen. Bey Kopfschmerzen machen sie über das Gesicht des Kranken

einen Umschlag von besondern Kräutern, der kleine Blasen erregt, die sie mit scharfen Messern aufritzen, wenn sie nicht von selbst aufbrechen. Alsdann legen sie eine gewisse weiße Erde auf, welche trocknet oder zusammen zieht, aber die Narben bleiben kenntlich. Und da sehr vielerley beyderley Geschlechts im Gesichte so gezeichnet sind, so muß das Kopfweh vermuthlich sehr gemein unter ihnen seyn. Sie binden auch bey dieser Krankheit den Kopf mit einem Stricke so fest als möglich, und baden in der Hitze oder Kälte des Fiebers in kaltem Wasser.

Wenn sie finden, daß sie zu viel Blut haben, so stechen sie sich selbst, wo sie wollen, in den Leib, und lassen die Wunde, so lange sie es für gut finden, bluten. Darauf waschen sie sie mit kaltem Wasser, und legen etwas Leinwand darauf.

Von der Colik und dem Durchfalle sind die Schwarzen nicht so geplagt, als die Europäer, die davon oft hingerissen werden. Das Mittel der Schwarzen für die erste Krankheit ist, daß sie des Morgens und Abends, verschiedene Tage hinter einander, eine große Kürbisflasche Limoniensaft mit guineischem Pfeffer vermischt,

mischt, trinken. Dieß scheint anfänglich gerade das Gegentheil von dem, was man hier thun sollte, zu seyn, wenn es nicht bekannt wäre, daß die französischen Aerzte bey der Colik, die mit Schmerzen verbunden ist, Limoniensaft verschrieben. Noch ein Arzneymittel der Schwarzen hierbey ist, daß sie den Magen so fest, als möglich, zubinden. Ueberhaupt macht das Binden bey ihnen einen großen Theil ihrer Wundarzney aus.

Sie werden mit Fleischwürmern sehr geplagt, besonders die, die unweit el Mina wohnen; denn diejenigen, die dreyßig Meilen weit von der Küste entfernt sind, wissen nichts davon. Die Negern geben mancherley, aber durchgängig ungewisse Muthmaßungen von der Ursache derselben. Man beschreibt diese Krankheit als eine der schmerzlichsten und schrecklichsten. Die Negern brauchen keine Arzneymittel dagegen, sondern sie lassen die Würmer frey herauskommen, und waschen den Ort nachher mit Seewasser.

Einige sagen, daß die Negern ihre Kranken gar nicht warten, indessen versichert doch ein andrer Reisender, daß sie es thäten, und so wie sie sich sehr vor dem Tode fürchteten,

so suchten sie auch auf alle mögliche Art ihr Leben zu verlängern. Sie nehmen ihre Zuflucht auch bey ihren Krankheiten auch zu Arzneymitteln. Aber ihre vornehmsten Aerzte sind ihre Priester. Diese ersuchen sie, ihre Gottheit zu fragen, was sie verlange. Der Priester, der hierbey zu seinem Vortheile nicht nachläßig ist, richtet seine Betrügereyen sobald als möglich ins Werk, und meldet ihnen, nach vorgeblicher Untersuchung, sie müßten ein Schaf, einen Hund, ein Schwein, eine Katze, oder was er selbst sonst am liebsten haben will, opfern. Manchmal verlangt er auch wohl Gold, Kleidung, Getränke, oder andre dergleichen gute Dinge, die er jedoch allemal nach des Kranken Vermögen einrichtet. Kommt der Kranke wieder auf; so bleibt der Priester nicht unbelohnt, und sie erheben ihren Arzt in den Himmel. Wird es schlimmer, so werden neue und kostbarere Opfer, als die vorigen, gethan, und das geht so fort, bis er besser wird oder stirbt.

Oftmals wird der eine Arzt abgedankt, und ein andrer gerufen. Dieser verwirft gewöhnlich zuerst die Methode seines Vorfahren, und macht ihn als einen unwissenden Prahler her-

unter. Darauf müssen neue und sehr kostbare Opfer geschehen. Solchergestalt werden die Aerzte wohl zwanzigmal verändert, und die Schwarzen sind dabey so abergläubig, daß sie oft ihre Priester nöthigen, die Opfer zu thun. Wenn die Jungen, welche bey den Europäern Sclaven oder Bediente sind, ihren Herrn lieben; so gehen sie bey seiner geringsten Unpäßlichkeit zum Priester, ohne sein Wissen, um für ihn zu opfern. Ja, man hat in den Betten und Kammern vornehmer Europäer einige von ihren Priestern geweihte Sachen gefunden, um sie vor dem Tode zu behüten: und weil sie wissen, daß dieß den Europäern sehr mißfällt, so verstecken sie sie sorgfältig.

Die gebräuchlichsten wirklichen Arzneymittel unter ihnen sind vor allen andern Limonien und der Saft davon, ferner Malagfetta oder Paradieskörner, oder Cardamomen, Wurzeln, Aeste und Gummi von Bäumen, und etwa dreyßig Arten von grünen Kräutern, die außerordentliche Heilungskräfte haben. Man hat gesehen, daß die Negern vermittelst derselben so große und gefährliche Wunden zugeheilet haben, daß man darüber erstaunt ist. Es giebt einige unter ihnen, die die Würkung der

Kräu-

Kräuter vorzüglich gut verstehen, aber sehr geheim damit sind, und wenn sie von Europäern gebraucht werden, ihre Mittel so zu verstellen wissen, daß man nicht erkennen kann, was es ist. Diese Aerzte lassen ihre Wissenschaft ordentlich ihrem ältesten Sohne, der erst förmlich schwören muß, das Geheimniß nicht auszubreiten.

Die Einwohner werden hier ordentlich sehr alt, wenigstens sehen sie so aus. Denn sie selbst wissen es ganz und gar nicht, da sie keine Zeitrechnung haben. Wenn sie hoch in die Jahre kommen, so wird ihre Farbe matter, und verliert die Schwärze; ihre Haare werden grau, und die Haut runzlicht, wie spanisches Leder. Das letztere rührt vielleicht von dem häufigen Gebrauche des Palmöles her. Sie sehen mager und abgezehrt aus, besonders die Frauenspersonen, deren Brüste auf eine sehr unangenehme Art herunter hängen.

Wenn einer stirbt, so versammeln sich die Verwandten und Freunde rings um die Leiche, und fragen den Verstorbenen mancherley, als: warum er gestorben sey? oder, was er für Ursache gehabt habe, die Welt zu verlassen? Alsdann legen sie den Leichnam auf eine Matte

von Baumrinden, und wickeln ihn in ein altes Stück Kattun, das tiefer aus dem Lande gebracht wird, und roth, blau, schwarz oder weiß ist. Unter den Kopf legen sie einen hölzernen Stock, und bedecken das Gesicht mit einem Ziegenfelle. Den ganzen Leichnam besprengen sie mit Asche von Baumrinden. Sie schließen ihm die Augen nicht zu, sondern strecken ihm die Arme und Füße aus. So legen sie den Leichnam eingewickelt einen halben Tag an die freye Luft, und wenn der Verstorbene ein Mann gewesen ist; so setzt sich die Frau, die er am liebsten gehabt hat, dabey; ist es aber eine Frau gewesen, so sitzt ihr Mann dabey, und beweint die Verstorbene, wobey sie sich die ganze Zeit über das Gesicht mit einem Strohwische reiben.

Indessen versammeln sich die Nachbarn, um zu klagen, und die nächsten Anverwandtinnen fangen an traurig zu singen, und ihre metallenen Becken zu schlagen. Darauf hüpfen sie schreyend und mit den Händen klatschend, mit einem großen Lärmen, um die Leiche herum. Dieß wiederholen sie drey oder viermal, bis die Leichenträger kommen, den Körper wegzunehmen, und alles zum Leichenbegängnisse fer-

tig

tig ist. In dieser Absicht schlachten sie ein Schaf oder eine Ziege, und einige Vögel, die sie zurichten, damit es nach der Beerdigung zu einem Gastmale diene.

Indessen geht eine alte Frau, die auf ein metallnes Becken schlägt, von Hause zu Hause, und sammelt etwas zu den Leichenkosten. Jeder Nachbar muß dazu ein Stückchen Gold liefern. Für dieses Geld kaufen sie eine Kuh oder einen Ochsen, die sie dem Fetischir oder Priester geben, damit dieser durch seine Beschwörungen von dem Fetische Ruhe für den Verstorbenen, und Schutz auf dessen Reise in die andere Welt erhalten soll. Der Priester opfert den Ochsen, und besprengt den Fetisch des Verstorbenen mit dem Blute, welches bey ihnen das Versöhnungsopfer für den Todten ist. Dabey beobachten die Priester noch einige andere Cärimonien, die die Einwohner für ihre heiligsten halten.

Darauf bringen sie den Leichnam, auf einem Brette gebunden, singend und tanzend heraus. Männer tragen ihn, aber niemand als Frauen dürfen ihn begleiten. Diese gehen eine hinter der andern, jede lehnt sich auf einen Stock, und hat einen Strohwisch auf

dem Kopfe. Die vornehmste oder liebste Frau geht zuerst hinter der Leiche, oder wenn die Verstorbene eine Frau gewesen ist, so geht ihr Mann zunächst weinend dahinter, sonst aber keine Mannsperson. Geht aber das Leichenbegängniß einen weiten Weg fort, so werden sie von einer Wache bewaffneter Männer begleitet.

Wenn sie an den Beerdigungsplatz kommen, so ist das Grab etwa vier Fuß tief gemacht, in welches sie den Leichnam legen, es mit Pfählen umschließen, und eine Bedeckung darüber machen, damit der Regen und die Thiere nicht dazu können. Alsdann kriechen die Frauen unter dieses Zelt, und erneuern ihre Klagen, als ob sie Abschied nähmen. Nach diesem werfen sie einen viereckigen Haufen Erde über den Leichnam auf, und legen allen Hausrath des Verstorbenen, als Becken, Schaufeln, Kessel, und solche Werkzeuge, die er in seinem Leben gebraucht hat, wie auch seine Kleidung, darauf. Sein Gewehr hängen sie rund herum, wenn er es etwa in der andern Welt brauchen sollte.

Die Freunde des Verstorbenen bringen auch Geschenke, die sie auf das Grab oder hinein legen,

legen, um ihre Gewogenheit zu bezeigen. Ist der Todte ein guter Trinker gewesen; so setzen sie auch einen Topf mit Palmweine zu ihm, damit er seinen Durst stillen kann. Stirbt eine Frau im Kindbette mit dem Kinde, so legen sie ihr solches in die Arme.

Können die Freunde die Todtengräber nicht bezahlen, so nehmen diese etwas von den Sachen bey dem Grabe zu ihrer Bezahlung. Je mehr Hausrath oder Sachen also bey dem Körper bleiben, desto größere Ehre widerfährt ihm, ihrer Meynung nach.

Wenn der Leichnam eines freyen Schwarzen beerdiget worden ist, so begeben sich alle Leichenbegleiterinnen nach dem nächsten Wasser, es mag nun dieß die See oder ein Fluß seyn; sie gehen da bis an den Nabel hinein, schütten einander das Wasser mit den Händen ins Gesicht, und waschen sich so über und über. Andre stehen indessen am Ufer, und spielen auf verschiedenen musikalischen Instrumenten, mit wildem Geschrey und Klagen. Darauf nähert sich eine von den Anwesenden der Witwe, führt sie ins Wasser, legt sie auf den Rücken, und wäscht sie über und über. Alsdann ruft sie die andern Frauen herzu, die ihr aufhel-

fen, und ihr jede ihr Mitleiden bezeigen. Nach Endigung dieser Cärimonien kehren sie in ihrer Ordnung wieder nach des Verstorbenen Hause zurück, wo sie ihren Schmerz mit einer guten Gasterey vertreiben.

Es ist leicht zu vermuthen, daß diese Cärimonien auch an verschiedenen Orten verschieden sind. So erzählt ein andrer Reisender, daß, sobald jemand gestorben ist, der Priester und die Verwandten fragen müssen: ob der Verstorbene jemals in seinem Leben einen falschen Schwur gethan hat? Findet man dieses, so ist das die Ursache des Todes gewesen: wo aber nicht, so ist die nächste Frage: ob ihm etwa mächtige Feinde Fetische in den Weg gelegt hätten? Bey dieser Gelegenheit werden verschiedene, die mit ihm in Feindschaft gelebt haben, gefangen genommen, und genau verwahrt. Findet man nun, daß sie jemals mit solchen Händeln zu thun gehabt haben, wenn es auch vor noch so langer Zeit gewesen wäre; so kommen sie schwerlich mit ganzer Haut davon. Wenn sich aber auch dergleichen Verdacht nicht findet; so forschet man: ob Frauen, Kinder, Sclaven, oder andre Personen, die um ihn gewesen, ihn gehörig gewartet, und

in

in dem, was sie ihm angeboten haben, freygebig genug gewesen sind? Befindet sich alles dieses richtig, so daß kein scheinbarer Vorwand, jemanden den Tod schuldig zu geben, gefunden werden kann; so ist ihre letzte Zuflucht, die ihnen niemals fehlet, der Mann sey nicht sorgfältig genug in Beobachtung der Religionspflichten gewesen.

Darauf geht der Priester zu dem Todten, und fragt ihn: warum er gestorben sey? giebt aber zugleich selbst die Antwort, von der doch die Anverwandten glauben, sie rühre von dem Todten oder dem Fetische her. Die gewöhnlichen Fragen werden auf verschiedene Art gethan. Einige Männer nehmen z. E. den Leichnam in Gegenwart des Priesters auf die Schultern, und darauf wird er gefragt: Starbst du nicht aus der oder der Ursache? Wenn die Leute, die ihn halten, ihn gegen den Fragenden neigen, so wird es für eine Bejahung gehalten, sonst stehen sie still.

Zu Akkra liegt der Fragende flach auf dem Bauche des Verstorbenen, nimmt ihn bey der Nase und fragt: Warum hast du uns verlassen? Was fehlte dir am meisten? Wer hat dich umgebracht? Dabey sind sie so einfältig zu

glauben, der Todte antworte durch eine Bewegung seiner Zunge, Augen oder Lippen. Die jungen Leute von des Verstorbenen Bekanntschaft erzeigen ihm ordentlich ihre letzte Pflicht mit Abfeurung verschiedener Musketenschüsse.

Nach des Ehemannes Tode scheren sie die Frauen ihre Köpfe ganz glatt, und beschmieren sich die Leiber mit weißer Erde, legen auch ein altes abgetragenes Kleid an. In diesem Putze rennen sie, wie rasende Furien, die Straßen durch, so daß ihnen ihr Haar auf den Kleidern hängt, und machen ein schreckliches Geheule, wobey sie beständig des Todten Namen und seine großen Thaten wiederholen. Dieß dauert verschiedene Tage bis zu seiner Beerdigung.

Kommt ein Vornehmer in der Schlacht um, und man kann seinen Leichnam nicht zum Begräbnisse bekommen, welches in seinem Lande geschehen muß; so sind seine Frauen genöthigt, die ganze Zeit über zu trauern, und die Köpfe geschoren zu behalten. Lange hernach, nach zehn bis zwölf Jahren, wie es die Gelegenheit giebt, werden die Leichenceärimonien mit eben der Pracht und dem Glanze, wie das erstemal wiederholt; bey welcher Gelegenheit die

Frau-

Frauen wieder ihre Trauer anlegen, und sich reinigen und kleiden wie zuvor.

Unterdessen daß die Frauen außer dem Hause klagen, sitzen die nächsten Verwandten bey dem Leichname, und machen einen jämmerlichen Lärmen, wobey sie sich waschen und reinigen, und die gewöhnlichen Cärimonien verrichten. Die entfernten Verwandten versammeln sich ebenfalls von allen Orten, um bey der Trauer gegenwärtig zu seyn. Derjenige, der hierin nachläßig ist, kann versichert seyn, daß er hart bestraft werden wird, wofern er nicht triftige Ursachen seines Außenbleibens anzuführen vermag.

Die Leute aus der Vaterstadt des Verstorbenen kommen auch, ihre Klagen mit den andern zu vereinigen. Jeder bringt seine Geschenke an Golde, Branntewein, feinen Zeugen, Hemden oder dergleichen, welches, wie man sagt, gegeben wird, um mit dem Todten begraben zu werden: und je größer das Geschenk ist, desto mehr Ehre hat der Schenkende.

Während des Aus- und Eingangs aller dieser Leute wird Frühmorgens Branntewein, und Nachmittags Palmwein reichlich eingeschenkt, so

so daß eines reichen Negers Beerdigung sehr kostbar fällt. Denn nachher wird der Körper im Sarge prächtig angekleidet, und es werden verschiedene feine Zeuge, goldne Fetische, kostbare Korallen, Conte di Terra, und viele andre Sachen von Werthe mit ihm zu seinem Gebrauche im künftigen Leben eingescharrt. Denn sie bilden sich fest ein, daß er diese nöthig haben werde.

Der Werth und die Menge dieses Todtenhausraths wird nach der Erbschaft, oder vielleicht nach des Erben Umständen eingerichtet. Wenn alles vorbereitet ist, und die Freunde und Verwandten beysammen sind, so wird der Leichnam nach zwey oder drey Tagen begraben. Voran geht, oder läuft vielmehr, eine Compagnie junger Soldaten, die beständig ihre Musketen losbrennen, und wieder laden, bis der Verstorbene eingescharrt ist. Ein grosser Haufe Volks, beyderley Geschlechts, folgt ohne alle Ordnung, manche still, andre schreyend, so laut sie können; so daß alle ihre Betrübniß nur im äußerlichen Scheine besteht.

Sobald der Leichnam beerdigt ist, geht ein jeder wohin er will. Die meisten aber begeben sich nach dem Hause des Verstorbenen, um

zu

zu trinken und lustig zu seyn. Dieses währet etliche Tage, und dieser Theil der Trauer sieht einem Hochzeitfeste ähnlicher, als einer Beerdigung.

Die Schwarzen um das Vorgebirge der drey Spitzen haben die besondre Gewohnheit, ihre Todten in eine Seeküste zu begraben. Diese ist aber ordentlich nur vier oder fünftehalb Fuß lang, und daher für den Leichnam zu kurz. Sie beugen ihn daher zusammen, und schneiden ihm den Kopf ab, welchen sie an die Seite legen. Sobald der Leichnam in die Erde gebracht ist, trinken die Leichenbegleiter Palmwein und Rum im Ueberflusse aus Ochsenhörnern, und was sie nicht auf einen Zug ausleeren können, das gießen sie aufs Grab.

Gemeiniglich bauen sie eine kleine Hütte, oder pflanzen einen Reißgarten aufs Grab. In dasselbe werfen sie verschiedene Sachen des Verstorbenen von geringem Werthe, aber keinen Hausrath oder andre brauchbare Sachen, wie einige vorgegeben haben. Diese Gewohnheit ist nicht mehr, auch vermuthlich nie gewesen. Sie setzen auch an manchen Orten wohl Bilder auf das Grab, die, wenn sie

die Leichencärimonien, wie oben gesagt worden ist, erneuern, gewaschen werden.

Die Schwarzen machen ungemein viel daraus, daß sie in ihrem eigenen Lande begraben werden. Wenn jemand auswärts stirbt, so holen sie oft den Leichnam nach Hause, und nur wenn es gar zu weit ist, begraben sie ihn da, wo er gestorben ist. Hat er daselbst gute Freunde und Bekannte, so schneiden diese ihm seinen Kopf, Arm oder Fuß ab, reinigen und kochen ihn, und führen ihn in des Verstorbenen Land, wo diese Glieder mit neuen Cärimonien, nach den Umständen des Todten, begraben werden.

Es werden bey den Begräbnissen auch Leichenreden gehalten. Jemand, der eine solche mit angehört hat, erzählt, daß der Priester darinn die Versammlung ermahnt hätte, gut zu leben, niemanden zu beleidigen, ihr Versprechen und ihre Vergleiche genau zu halten, und eine Menge solcher Lebensregeln zu beobachten. Nachher hielt er eine Lobrede auf die Verstorbene, und zum Schlusse warf er eine lange Schnur voll Schafskinbacken, die zusammen gehängt waren, auf die Erde, hielt das eine Ende derselben in der Hand, und rief

aus: »Macht es alle, wie die Verstorbene. »Sie war in ihrem Leben sehr sorgfältig, bey »dergleichen Gelegenheiten eine große Menge »Schafe zu opfern, wie gegenwärtige Kinn»backen zulänglich bezeugen.« Dieser Einfall hatte auch die gehoffte Wirkung, und bewog verschiedene Zuhörer, jeder ein Schaf zu geben.

An einigen Orten läßt man die Sclaven nicht begraben, sondern ihre Leichname auf dem Schindanger verfaulen, oder von wilden Thieren fressen. Anderswo auf der Küste wirft man ein wenig Erde auf sie.

Bey dem Tode eines Königs bezeigen die Negern durchgängig einen außerordentlichen Schmerz. Die Umstände der Beerdigung derselben sind von den beschriebenen nicht sehr unterschieden: nur weil ihr Rang eine größere Begleitung erfordert; so geben sie ihnen nicht nur auf der Reise, sondern auch zur Aufwartung in jener Welt Bediente mit. Deswegen schenkt jeder Vornehme dem Könige einen Sclaven. Manche geben ihm eine von ihren Frauen, um Speisen zu kochen; andre eines von ihren Kindern, so daß allezeit eine große Menge, ehe sie sich dessen versehen, geopfert wird. Denn sie halten es vor denen, die sie

zu

zu solchen Schlachtopfern bestimmt haben, sehr geheim, und schicken sie, wenn der Beerdigungstag kommt, nach einer vorgegebenen Verrichtung aus, da ihnen denn Leute aufpassen, die sie mit Pfeilen und Wurfspießen hinrichten. Die Leichname dieser Ermordeten werden im Palaste zur Schau ausgestellt, um zu zeigen, wie beliebt der König bey seinen Unterthanen gewesen sey. Nachdem sie sodann über und über mit Blute beschmiert worden, werden sie mit dem königlichen Leichname zu Grabe geführt.

Außerdem bestreben sich auch des Königs geliebteste Frauen zu sterben, damit sie ins Grab kommen, und ihren Herrn in die andre Welt begleiten. Die Köpfe der Ermordeten werden nicht mit begraben, sondern rings um das Grab auf Stangen gesteckt. Dieß halten sie für eine Zierde, die dem Todten zu großer Ehre gereichet. Auch setzen sie Essen und Trinken zu des Königs Grabe hin, und bringen so oft neue Gefäße, als sie die alten leer finden. Seine Kleider und Waffen, und woraus er sonst viel gemacht hat, begraben sie gleichfalls mit. Die Bildnisse der vornehmsten Hofleute, nach dem Leben gemalt, werden um die königlichen

glichen Begräbnisse herum gesetzt, welche oft so viel Platz, als ihre Paläste, einnehmen, und mit allem so wohl versorgt sind, daß sie keinen Mangel finden würden, wenn sie wieder auflebten. Der Nachfolger bezeigt viele Verehrung gegen diese Denkmale, und stellt eine Wache herum, sie beständig zu bewahren, und sogleich Nachricht zu ertheilen, wenn der Todte etwas verlangte.

Ein König oder Vornehmer wird manchmal ganze Jahre über der Erde gehalten, und um die Fäulniß zu vermeiden, legen sie den Leichnam auf ein hölzernes Werkzeug, gleich einem Roste, auf ein gelindes und helles Feuer, worauf er nach und nach austrocknet. Andre beerdigen ihre Todten für sich in ihren Häusern, ob sie gleich vorgeben, der Leichnam würde von ihnen auf die eben beschriebene Art aufbehalten, und man werde die Vollziehung des Leichenbegängnisses zu gehöriger Zeit sehen. Wenn der Tag der öffentlichen Beerdigung gekommen ist; so wird nicht nur dem Volke des Königs selbst, sondern auch den benachbarten Nachricht ertheilt, daher ein erstaunlicher Zusammenfluß von Zuschauern entsteht. Jeder ist hier in seiner größten Pracht gekleidet, so

daß man bey einer solchen Gelegenheit mehr davon sehen kann, als sonst in etlichen Jahren. Unter diejenigen, die dabey hingerichtet werden, gehören insbesondere die Bossums, die er bey Lebzeiten dem Fetische geheiligt hat: nämlich eine von seinen Frauen, und einer von seinen vornehmsten Bedienten. Das Schrecklichste aber ist, daß bey solchen Gelegenheiten verschiedene arme, und zum Arbeiten nicht mehr tüchtige Leute zu Schlachtopfern verkauft werden. Es ist elend anzusehen, wie diese Unglücklichen aufs grausamste hingerichtet werden, so daß sie von dem Zerhauen, Durchstechen u. s. w. einen tausendfachen Tod ausstehen. Ein Reisender sah mit dem äußersten Schrecken eilf Personen auf die Art hinrichten, unter denen einer, nachdem er außerordentliche Qual ausgestanden hatte, einem Jungen von sechs Jahren übergeben wurde, der ihm den Kopf abhauen sollte. Das Kind war nicht stark genug, den Säbel zu führen, und brachte über eine Stunde damit zu. Weil die Holländer in den ihnen unterworfenen Ländern dieses nicht gestatten, so begeben sich die Schwarzen insgeheim anders wohin, um Verbrechen

zu begehen, die die Gewohnheit zu Tugenden gemacht hat.

Wenn ein König von Fetu stirbt, so bezeigt das Volk seinen Schmerz durch lauten Gesang und Geschrey. Sie waschen den Leichnam, kleiden ihn prächtig an, setzen ihn öffentlich zur Schau aus, und tragen zur gewöhnlichen Zeit Speisen auf, als ob er lebte. Wenn der Leichnam zu faulen anfängt, so tragen ihn vier Sclaven ohne Umstände in einen Wald, wo sie ihn verscharren, und den Ort niemanden entdecken. Folgt eine von den Frauen des Verstorbenen nach, so tödten sie solche, und begraben sie mit ihm. Auch legen sie seine Fetische, seine Kleider und Waffen, kurz, alles, was er am liebsten hatte, zu ihm.

Wenn die Sclaven das Grab bedeckt haben, so kehren sie wieder nach dem Palaste zurück, knien, ohne ein Wort zu sprechen, an dem Thor nieder, und strecken ihren Hals dem Nachrichter dar. Denn sie sind der festen Meynung, ihr Herr werde in der andern Welt ihre Treue vergelten, und ihnen in seinem Königreiche die vornehmsten Stellen geben. Indessen die Sclaven mit der Beerdigung beschäftiget sind, richtet das Volk viele, die es dem

Könige in jener Welt für nützlich hält, auf eine grausame Art hin. Einigen Königen, die viel Liebe gehabt haben, werden solchergestalt wohl vier oder fünfhundert Personen beyderley Geschlechts aufgeopfert. Diese barbarische Gewohnheit ist überhaupt auf der ganzen Küste von Guinea mehr oder weniger gebräuchlich.

An dem Vorgebirge der drey Spitzen opfert man den Reichen einen oder ein paar Sclaven bey ihren Beerdigungen auf, und in der Stadt Aquassour, im Lande Fetu, ist ein besondrer Marktplatz, woselbst mit Sclaven zu Schlachtopfern bey großer Leute Beerdigungen gehandelt wird.

Neuntes Kapitel.

Von der Religion der Schwarzen auf der Goldküste.

Die Religion der Schwarzen theilet sich in unzählige Secten. Es giebt kein Dorf oder Städtchen, ja kaum eine Privatfamilie, die nicht hierin von einander unterschieden wären.

Sie glauben meistens an einen wahren Gott, dem sie die Schöpfung zuschreiben: aber es ist bey ihnen alles roh und verwirrt, und sie können sich keinen rechten Begriff von der Gottheit machen. Sie beantworten die Fragen, die man der Religion wegen an sie thut, auf eine Art, die ganz widersinnig ist. Stellt man ihnen diese Ungereimtheiten vor; so ist ihre ganze Antwort: der Fetisch habe sie so unterrichtet, oder ihnen befohlen, solches zu thun.

Sie sagen von ihrem Gott: er sey schwarz und boshaft, und vergnügte sich, sie auf mancherley Art zu quälen. Der Europäer Gott aber sey sehr gut, da er ihnen so viele Wohlthaten erzeigte, und mit ihnen, wie mit seinen Kindern, umgienge. Andre fragen murrend: warum Gott nicht auch gegen sie so gütig wäre? warum er sie nicht mit wollenen und leinenen Zeugen, Eisen, Metall und dergleichen, wie die Holländer, versorgt hätte. Die Holländer antworten ihnen darauf: Gott hätte ihnen ja Gold, Palmwein, Früchte, Korn, Ochsen, Ziegen, Hünervieh, und viele andre Nothwendigkeiten als Zeichen seiner Güte gegeben. Aber das ist ihnen nicht beyzubringen, daß diese Dinge von Gott kommen.

Sie sagen, die Erde, und nicht Gott, versorge sie mit Golde, das aus ihren Eingeweiden gegraben würde. Die Erde gäbe ihnen Maiz und Reiß, und zwar nicht ohne ihre Arbeit. Die Früchte hätten sie den Portugiesen zu verdanken, von denen sie gepflanzt worden wären. Ihr Rindvieh brächte ihnen Junges, und die See versorgte sie mit Fischen. Bey allen diesen aber wäre ihre eigne Arbeit und ihr Fleiß nöthig, ohne welche sie verhungern würden; sie könnten also nicht sehen, wie sie Gott für diese Wohlthaten verbunden wären.

Sie gestehen indessen, daß der Regen von Gott käme, der nicht nur die Erde und die Bäume fruchtbar machte, sondern auch Gold von den Bergen herunter führte. Aber doch bleiben sie dabey, sie wären nicht so glücklich als die Holländer, welche Gott mit so mancherley Dingen versorgte. Denn sie bilden sich ein, man fände die europäischen Waaren auf dem Felde, und die Gottheit selbst verfertigte sie.

Sie opfern Gott nie, rufen ihn auch niemals an, sondern wenden sich in aller ihrer Noth zum Fetische, und beten zu solchem um glücklichen Fortgang ihrer Unternehmungen. Vielleicht

leicht haben sie gar ihren Begriff von Gott von den Europäern erst erhalten.

Sie sagen, ihr Gott sey schwarz, und ihre Priester versichern, er erscheine oft am Fuße der Fetischbäume, wie ein schwarzer Hund. Da die Europäer ihnen gesagt haben, dieser schwarze Hund heiße der Teufel; so fallen sie fast in Ohnmacht, wenn sie hören, daß jene sagen: der Teufel hole dich.

Viele von den Schwarzen bilden sich zwey Götter ein. Der vornehmste, sagen sie, ist weiß, und heißt Bossum und Jangu Man, das ist, guter Mann. Diesen halten sie vornehmlich für den Gott der Europäer, der diese mit allen guten Sachen versorgt. Der andre Gott ist schwarz, und sie nennen ihn, nach der portugiesischen Sprache, Demonio oder Diabro, und halten ihn für einen boshaften und schädlichen Geist. Diesen fürchten sie sehr, und erzittern selbst bey seinem Namen, weil sie ihm alles Unglück zuschreiben. Sie versichern, er schlüge sie oft, und man hört sie oft in der Nacht schreyen, und sieht sie aus ihren Hütten, voll Schweißes, zitternd und weinend heraus laufen. Einige Akkraschwarzen versichern, er schlüge sie nicht nur oft, sondern

er erscheine ihnen auch bisweilen in Gestalt eines schwarzen Hundes, und zu andrer Zeit rede er mit ihnen, ob sie ihn gleich nicht sehen könnten.

Die Priester nutzen diesen Aberglauben, und fordern Geschenke von ihnen, um den zornigen Fetisch zu besänftigen, der sie sonst, wie sie drohen, umbringen wird. Sie verkaufen kleine hölzerne Hacken, die, ihrem Sagen nach, der Teufel an den Fuß des Fetischbaumes bringt, und die niemand, als die Priester, sich anzurühren trauet. Manche davon sollen die Kraft haben, Häuser zu beschützen: andre dienen für Canoes, Felder, Viehställe, oder zum Schutze kleiner Kinder, und sie sollen zu verschiedenen Dingen gut seyn, ob sie gleich alle einerley Gestalt haben.

Sie opfern aber dem Teufel nicht, beten ihn auch nicht an, sondern alle ihre Opfer und Fragen von Wichtigkeit in Nothfällen sind an den Fetisch, oder vielmehr wirklich an den Priester gerichtet. Ob sie auch gleich wunderthätige Beschwörer fest glauben; so sind sie doch nicht der thörichten Meynung, daß kein Beschwörer seine Kunststücke ohne Hülfe des Teufels machen könne, sondern sie sehen es als eine

ne Gabe Gottes an, und halten es für göttliches Wunderwerk.

Der Teufel wird jährlich, zu einer besonders dazu bestimmten Zeit, aus allen ihren Städten mit vielen Umständen verbannet. Erst geht ein achttägiges Fest vorher, das mit allen Arten von Singen, Springen, Tanzen und Lustbarkeiten zugebracht wird. Zu dieser Zeit ist alle Freyheit zu reden verstattet, und sie mögen die Fehler, Betrügereyen und Laster ihrer Obern so frey besingen, als sie wollen. Der einzige Weg, ihnen den Mund zu stopfen, ist der, daß man sie stark trinken läßt, welches gleich den Ton ändert, und die Satiren in Lobgedichte verwandelt.

Den achten Tag des Morgens jagen sie den Teufel mit einem jämmerlichen Geschrey fort. Alle laufen hinter einander, und werfen Unflath, Steine, Holz, und was ihnen in die Hände kommt, so dicht wie Hagel, hinter den Satan her. Wenn sie ihn weit genug von der Stadt gejagt haben, so kehren sie alle zurück, und beschließen so ihren achttägigen Gottesdienst. Um versichert zu seyn, daß er so bald nicht wiederkommt, reinigen und scheuern die Frauen alle ihre irdenen und hölzernen Gefäße

sehr wohl, um solche von aller Unreinigkeit und dem Teufel zu befreyen.

Die Schwarzen von Ante treiben den Teufel auf eben die Art aus, aber diese werden von einem weit schlimmern Teufel geplagt, ob sie ihn gleich Gott nennen. Es soll ein Riese seyn, dessen eine Seite gesund, die andre aber vermodert ist. Wenn jemand diese anrührt, so stirbt er augenblicklich. Diesen großen Teufel oder Gott suchen sie mit Eßwaaren zu besänftigen, in welcher Absicht Gefäße mit Speisen zu tausenden beständig durch das ganze Land von Ante stehen, so daß der Riese einen unersättlichen Hunger haben muß, wenn er nicht satt wird.

Sie glauben auch Erscheinungen der Geister und Gespenster, die oft die Leute erschrecken sollen. Wenn besonders jemand von Wichtigkeit stirbt, so ängstigen sie einander selbst mit schrecklicher Furcht, in der Meynung, er ließe sich verschiedene Nächte hinter einander bey seiner vorigen Wohnung sehen.

Von einem zukünftigen Gerichtstage wissen sie nichts, aber sie glauben, die Todten führen in eine andre Welt, ob sie gleich nicht sagen können, wohin. Sie gestehen, daß hier-

in

in die Menschen von dem Viehe unterschieden wären, aber sie hätten keine Kenntniß, wie es mit den Verstorbenen stünde, und ob solche unter oder über der Erde wären. Gleichwohl versorgen sie die Todten mit Lebensmitteln, damit sie in der andern Welt keinen Mangel litten, und wenn sie etwas verliehren, so glauben sie, es sey von ihren verstorbenen Freunden, die es brauchten, weggenommen worden.

In Absicht auf die Erschaffung des Menschen sind ihre Meynungen eben so unterschieden, als wegen des künftigen Zustandes. Die meisten glauben, der Verstorbene gehe gleich nach dem Tode in eine andere Welt, wo er in eben der Verfassung, wie hier, lebe, und alle Opfer, die ihm seine Freunde nach seinem Tode bringen, gebrauche. Aber von zukünftigen Belohnungen und Strafen, wegen der guten oder bösen Handlungen des gegenwärtigen Lebens, haben sie keinen Begriff. Doch glauben einige, der Todte werde unmittelbar zu einem berühmten Flusse gebracht, der sich tiefer im Lande befinde, und Bosmanque heisse. Hier fragt ihn Gott: was er für ein Leben geführet habe? Ob er die Festtage des Fetisches sorgfältig beobachtet, sich aller verbotenen

tenen Speisen enthalten, und seine Eide heilig gehalten habe? Ist dieß, so wird er sanft über den Fluß geschwemmt in ein Land, das an allen Arten von Vergnügungen einen Ueberfluß besitzt, etwa wie das muhamedanische Paradies. Hat er aber wider eine von diesen Regeln gesündiget, so stürzt ihn Gott in den Fluß, wo er ersäuft, und in ewige Vergessenheit kommt. Andre glauben, sie kämen nach dem Tode in das Land der Weißen, und würden in Weiße verwandelt. Einige sagen, die Seele gienge nach dem Tode unter die Erde zu einem gewissen Alten, Namens Bossiefor, der ihre guten und schlimmen Handlungen scharf untersuche, und wenn sie wohl gelebt hätten, sie in ein Thier steckte, und nach dem großen Flusse Bosmanque in ein angenehmes Land schaffte. Im Gegentheil aber würden sie unterweges ersäuft.

Von der Erschaffung des Menschen haben sie gleichfalls unterschiedene Meynungen. Der größte Theil glaubt, der Mensch sey von einer Spinne, Anansie genannt, gemacht worden: und diejenigen, welche es Gott zuschreiben, sind in den Gedanken, er habe anfänglich sowohl schwarze als weiße erschaffen. Sie

sagen

sagen weiter, Gott habe diesen beyden Arten von Menschen zweyerley Gaben, nämlich Gold und die Wissenschaft der Künste, auch zu lesen und zu schreiben, angeboten. Die Schwarzen hätten zuerst gewählt, und das Gold genommen, die Wissenschaften aber den Weißen überlassen. Gott hätte ihnen ihre Bitte gewährt, aber aus Zorn über ihren Geiz beschlossen, sie sollten die Sclaven der Weißen, und diese ewig ihre Herren seyn.

Andre, wiewohl sehr wenige, berichten, der Mensch wäre bey seiner Erschaffung nicht wie itzt gestaltet, sondern die Geschlechtsglieder dem Gesichte mehr ausgesetzt gewesen. Nachher hätte die Gottheit, der Sittsamkeit wegen, diese Plätze verändert, als die Welt zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts genug bevölkert worden. Andre behaupten, der Mensch sey aus Hölen und Tiefen gekommen, wie die sind, die sich in einem großen Felsen in der See, unweit von Akra, befinden.

Es würde ungemein verdrießlich fallen, alle ihre Meynungen von der Schöpfung der Sonne, des Mondes, der Sterne u. s. w. durchzugehen, und man würde keine Mühe haben, sie davon zu überreden, daß die Planeten,

neten, wenigstens der Mond, bevölkert wären: denn in dem letztern haben sie schon einen Kerl, der eine Trommel schlägt, entdeckt.

Es giebt keine Bilder auf der Goldküste, bis man nach Ardea kommt, wo man Götzenbilder zu tausenden antrifft. Aber die Einwohner gebrauchen statt der Götzen Dinge, die sie Fetische heißen.

Das Wort Fetisch oder Fetisso ist portugiesisch, und zeigt eine Bezauberung an. Die Schwarzen haben es von den Portugiesen entlehnt; denn in ihrer eignen Sprache heißt eigentlich Bossum ein Gott. Manche brauchen auch das Wort: Bassefoe. Fetisso wird hauptsächlich in Religionssachen gebraucht, und sie nennen alles so, was der Ehre Gottes geweihet ist. So führen auch Stücken Gold, die sie als Zierrathen tragen, diesen Namen. Ob sie als Götter verehrt werden, darüber sind die Schriftsteller uneins. Sie haben keine gewisse Gestalt, und jeder hat ihrer ordentlich zwey, drey, auch wohl mehr. Eins trägt er bey sich, und nimmt es mit in seinen Canoe; die andern werden zu Hause verwahrt, und wenn sie Dienste geleistet haben, vom Vater dem Sohne hinterlassen.

Die

Die Fetische, die sie an sich tragen, sind manchmal das Ende eines Horns, mit Unflathe gefüllt, oder kleine Figuren, die dem Kopfe eines Thieres gleichen, und die ihnen ihre Priester unter dem Vorwande, daß sie solche an Fetissobäumen gefunden hätten, theuer verkaufen. Zum Schutze ihrer Häuser haben sie auch eine Art von Fetischen, die sie an die Thür setzen, und die wie Haken aussehen. Die Priester setzen deren eine große Anzahl um einen Stein, den sie für so alt als die Welt halten; und wenn sie eine gewisse Zeit da gestanden haben, so verkaufen sie solche dem Volke.

Wenn sie etwas befällt, so gehen sie zu dem Priester oder Fetissero, um sich einen neuen Fetisch zu holen. Dieser giebt ihnen dann ein Stück Schmeer oder Talch, mit zwey oder drey Papageyenfedern hineingesteckt. Des Königs von Fetu Schwiegersohn hatte zu seinem Fetische einen Affenkopf.

Zu Ehren ihres Fetisches enthalten sie sich gewisser Speisen oder Getränke. Gemeiniglich thun sie dieses Versprechen bey dem Antritte ihrer Ehe, und glauben, sie würden augenblicklich sterben, wenn sie es verletzten. Daher ißt der eine kein Rindfleisch, der andre

kein

kein Ziegenfleisch oder Hünervieh, der dritte enthält sich vom Palm- oder Branntewein, und sie halten dieß so strenge, als ob ihr Leben darauf stünde.

Jeder Mann, oder wenigstens jeder Hauswirth hat einen Fetisch, der, ihrer Meynung nach, den Lebenslauf genau bemerket, die Guten belohnt, und die Bösen bestraft. Die Belohnung besteht in einer großen Menge Frauen und Sclaven, und die Strafe in deren Entziehung. Die schrecklichste Strafe aber, von der sie einen Begriff haben, ist der Tod, vor welchem sie sich ungemein fürchten. Und in der That macht nur dieses sie in allen Sachen, welche die Religion betreffen, so eifrig, und verursachet, daß sie sich von verbotenen Speisen und Getränken enthalten, weil sie befürchten, der geringste Genuß davon würde sie hinrichten. Mord, Ehebruch, Diebstahl und dergleichen, werden für keine Sünde gehalten, weil sie solche mit Gelde büßen können. Dieß geht aber bey andern Missethaten nicht an, daher ihnen solche beständig zur Last bleiben.

Außer diesen Fetischen für Privatpersonen haben sie auch öffentliche, die zum Schutze ei-

nes ganzen Landes oder einer Gegend bestimmt, und bisweilen ein großer Berg, oder ein merkwürdiger Baum, bisweilen eine Art von Fischen oder Vögeln sind, die sie alle als Gottheiten verehren. Tödtet ein Schwarzer von ohngefähr einen solchen Vogel, so wird er scharf bestraft, und ein Weißer, der solches thut, kommt in Lebensgefahr. Sieht ein Schwarzer einen solchen Vogel um seine Wohnung fliegen; so hält er es für ein gutes Zeichen, und wirft ihm sogleich Speise vor. Sie setzen auch wohl diesen Vögeln zu essen und zu trinken hin, so daß man oft auf den Feldern und in den Wäldern dergleichen Opfer antrifft.

Der Schwerdtfisch und Bonito sind die beyden Arten von Fischen, die von den Schwarzen verehrt werden, und sie haben für sie so viel Ehrfurcht, daß sie sie nie vorsetzlich fangen. Fängt man einen Schwerdtfisch unversehens; so essen sie ihn nicht, bis das Schwerdt abgeschnitten ist, welches sie alsdann getrocknet als einen Fetisch ansehen.

Die Palmbäume sind diejenigen, die sie am meisten als Fetische heiligen, besonders eine gewisse Art derselben, die die schönsten und häufigsten sind. Man findet daher überall viele

dergleichen geweihte Bäume, und nie wird ein Schwarzer bey ihnen vorbey gehen, ohne etwas von der Rinde zu nehmen, die sie zwischen den Fingern zusammen winden, und alsdann um den Unterleib, Arme und Füße, als ein Verwahrungsmittel, binden. Sie umwinden auch den Fetischbaum mit kleinen Strohseilen, und nachdem ihre Cärimonien vorbey sind, brauchen sie solche, ihre goldenen Juwelen daran zu hängen, die sie auch als Verwahrungsmittel an den Armen, Füßen und Händen tragen. Sie glauben auch, wer einen solchen Baum umhauet oder verderbt, der beschädigt die Früchte im ganzen Lande. Daher ein solches Verbrechen mit dem Tode bestraft wird. 1598 wurden acht oder zehn Holländer hingerichtet, die einen solchen Baum unwissend gefällt hatten.

Die höchsten Berge, die dem Donner und Blitze am meisten ausgesetzt sind, dienen, ihrer Meynung nach, den Göttern zur Wohnung. Dahin bringen sie Opfer von Reiß, Maiz, Hirse, Brodt, Wein, Oel und dergleichen, welches alles sie an dem Fuße der Berge legen. Sie unterstehen sich nicht, vorbey zu gehen, ohne

ohne hinauf zu steigen, und sie mit einem Geschenke sich gewogen zu machen.

Die Fetischsteine gleichen großen Ländergränzsteinen. Sie halten solche für so alt als die Welt, und ihre Priester setzen die vorerwähnten hölzernen Haken um sie herum, die sie als Hausfetische verkaufen.

Wenn fünf oder sechs Nachbarn unweit von einander an einem von der übrigen Stadt abgesonderten Orte anbauen; so erwählen sie sich einen Fetisch, dem sie für ihre gemeinschaftliche Erhaltung opfern, und zu ihm beten.

Sie verehren auch geweihete Felsen und Hügel, und bringen ihnen Lebensmittel. Diese zieren sie mit gekrümmten Stäben, wie sie auch bey einem großen Felsen zu Takorari thun. Die Schwarzen von Korbylehou und der anliegenden Küste von Rio de Sueiro da Costa, werden jährlich in Canoes, jede von ihren Städten, zur gesetzten Zeit, an diesen Felsen geschickt, daselbst zu opfern, und diese Götzen zu bitten, daß sie den Ocean besänftigen, und vor Stürmen bewahren sollen, damit sie die Handlung längst der Küste sicher fortsetzen können.

Der öffentliche Fetisch zu Capo Corse ist der Felsen Tabra oder Tabora, eine stumpfe Hervorragung nach Art einer Halbinsel, die von dem Ende der Klippe, worauf das Kastell steht, heraus geht. Vor vielen Jahren scheiterten einmal alle Fischercanoes aus Versehen an diesem Felsen, und weil dieß an einem Dienstage geschah, so bringen sie seit der Zeit denselben mit Müßiggehen, Tanzen und Lustbarkeiten zu. Der Fetischmann opfert jährlich diesem Felsen eine Ziege und etwas Rum. Er ißt und trinkt selbst ein wenig davon, und schüttet das übrige mit seltsamen Stellungen und Anrufungen in die See. Darauf meldet er der Gesellschaft: er habe eine Antwort von dem Felsen mit Worten bekommen, was für Jahrszeiten und Tage glücklich seyn würden. Dafür erhält er sodann von jedem Fischer zur Erkenntlichkeit ein Geschenk.

Seen, Flüsse und Teiche bekommen auch einen Antheil an der Verehrung. Ein Reisender war bey einer besondern Cärimonie gegenwärtig, die an einem Teiche unweit Akkra angestellt wurde, um bey sehr dürrer Zeit Regen von ihm zu erlangen. Eine große Menge Schwarzen versammelte sich um den Teich,

und

und brachte ihm ein Schaf, dessen Kehle der Priester in den Bänken des Salzteiches abschnitt, so daß das Blut sich mit dem Wasser vermengte. Darauf machte er ein Feuer an, indessen andre das Thier in Stücken schnitten, solches auf Kohlen brateten, und es, sobald es gut war, aßen. Sodann warfen zwey von ihnen, unter dem Murmeln einiger Worte, einen Topf in den Teich. Weil nämlich dieser Teich einer von ihren großen Gottheiten, und der gemeine Bote aller Flüsse im Lande war, so erbaten sie dadurch seinen Beystand, und ersuchten ihn, diesen Topf unmittelbar zu den andern Flüssen und Teichen zu führen, um Wasser für sie zu kaufen, und sie hofften, er würde bey seiner Rückkunft den Topf voll Wasser auf ihr Korn schütten, damit sie eine gute Erndte hätten.

Die Portugiesen trockneten nachher diesen Teich aus, welches die benachbarten Schwarzen dergestalt aufbrachte, daß eine große Menge von ihnen weggieng, und sich anderwärts niederließ.

Sie glauben, daß ihre Fetische sehen und sprechen. Wenn sie daher etwas thun, was sie nicht thun sollten; so verstecken sie den Fe-

tisch in ihre Kleider, oder wickeln ihn in ein Stück Zeug, damit er nichts ausschwatze. Sie bilden sich ein, der Fetisch hülfe ihnen, sich an ihren Feinden zu rächen, und beschütze sie selbst. Wenn sie einen Fetisch machen, um ihren Beleidiger hinzurichten, so nehmen sie etwas Speise und Getränke, das der Fetischir beschworen hat, und werfen es auf den Weg, wo ihr Gegner zu gehen pflegt, in der gewissen Meynung, daß diese Speise sein Verderben seyn würde, wenn er sie berührte. Wer sich für so etwas fürchtet, läßt sich über den Platz tragen, wenn er dahin kommt. Denn alsdann schadet sie ihm nichts, ist auch seinem Träger und allen Menschen, außer ihm, unschädlich. Auf eben die Art wollen sie auch Diebe entdecken. Aber wer ergriffen wird, daß er solchen Gift ausstreuet, der hat eine harte Strafe zu erwarten; ja manchmal kostet es ihm das Leben, wenn er es gleich wegen eines Diebstales gethan hat, welcher hier frey erlaubt ist.

So oft aber auch die Verehrer der Fetische in ihrer Hoffnung betrogen werden, so bringt sie doch das nicht zur Erkenntniß. Denn sie messen die Schuld davon niemals dem Fetische,

son-

sondern allezeit sich selbst bey. Indessen hat ihre Dummheit die gute Wirkung, daß sie die Furcht vor dem Fetische abhält, solche, die eben des Glaubens sind, zu beleidigen. Aber Fremden oder Weißen hilft sie nichts, sondern diese berauben, betrügen und ermorden sie, wie es sich am besten schicken will.

Vor allen Dingen fürchten sie sich, bey ihnen zu schwören, in der Meynung, sie würden, wenn sie einen falschen Eid thäten, unmöglich noch eine Stunde leben. Eine Verbindlichkeit zu bekräftigen, sagen sie: wir wollen zu fernerer Bestätigung Fetische machen. Wenn sie den Eidtrank zu sich nehmen; so setzen sie ordentlicherweise den Wunsch hinzu: daß sie der Fetisch umbringen möchte, wofern sie nicht alles erfüllten, wozu sie sich verbunden hätten. Wer hierbey etwas zu thun hat, muß den Trank genießen. Die Anführer der um Sold gemietheten Hülfsvölker trinken ihn mit dem Wunsche: ihr Fetisch solle sie hinrichten, wenn sie nicht mit allen Kräften Beystand leisteten, den Feind auszurotten. Aber neuerlich hat man sich nicht viel mehr auf solche Eide verlassen, weil sie das Geld genommen, und sich doch mit den Feinden vereiniget haben. Es

 hatte

hatte sie nämlich der Priester, in dessen Gegenwart der Schwur geschehen war, davon losgesprochen, und sie glauben fest, daß er diese Macht hat. Die Negern bey Axim sind daher so listig geworden, daß sie den Priester nöthigen, zuerst zu schwören, und den Eidtrank mit dem Wunsche zu trinken: der Fetisch solle ihn hinrichten, wenn er eine Person von dem Eide losspräche, ohne die Einwilligung aller, die es angeht, zu haben. Die Eide, die auf diese Art geleistet werden, halten sie ordentlich unverbrüchlich.

Wenn ein Eid gebrochen wird, so bilden sie sich ein, die Person werde von dem Eidtranke aufschwellen, bis sie berstet, oder sich sonst abzehren. Die erste Wirkung ist, wie sie glauben, den Frauen eigen, die ihn trinken, wenn sie eines Ehebruches beschuldigt werden. Auch bey dem Argwohne eines Diebstals, wenn man ihn nicht klar beweisen kann, wird er getrunken.

Der Eid wird vor des Priesters Fetische abgelegt. Der Schwarze, der ihn ablegen soll, wird gerade vor denselben hingestellt, und fragt den Priester um den Namen seines Fetisches. Sodann nennt er den Fetisch bey seinem

nem Namen, und erzählt ausführlich, wozu er sich durch den Eid verbinden will, mit dem Ersuchen, daß er ihn hinrichten solle, wenn er falsch schwüre. Dieß thut er dreymal, und geht zwischen jedem male rings herum. Darauf nimmt der Priester etwas von den Sachen, woraus der Fetisch gemacht ist, berührt des Schwörenden Kopf, Arme, Leib und Füße, hält es sodann über seinen Kopf, und schwingt es zweymal herum. Nachher schneidet er von einem Finger jeder Hand, und einer Zehe an jedem Fuße ein Stück Nagel, auch einiges von seinen Haupthaaren ab, und wirft solches in den Kasten, worinn der Fetisch steht. Wenn alles dieß geschehn ist, so hält man den Eid für fest verbindlich.

Wenn die Frauen zu Markte oder sonst ausgehen, so nimmt der Mann ein Stück von seinem Fetische, thut es in Palmwein, und läßt sie solches als einen Schwur der Treue in ihrer Abwesenheit trinken, und bey ihrer Rückkunft vereidet er sie eben so wieder.

Die Schwarzen fürchten sich sehr für Donner und Blitz, und halten sich um diese Zeit stets zu Hause, wundern sich auch sehr, daß sie alsdann die Holländer ohne Bedenken auf

den Straßen gehen sehen. Ihre Furcht rührt daher, weil verschiedene von ihnen, wie sie erzählen, bey dieser Gelegenheit von ihrem Gott weggeführt worden sind, daß man nachher nichts mehr von ihnen gehört hat. Vor Wind und Regen fürchten sie sich gleichfalls. Einige sehen, wenn es blitzt, gen Himmel, weil sie wissen, daß sich der Christen Gott daselbst befindet, den sie Juan Goemain nennen.

Man hatte einstmals einen Gefangenen auf einem europäischen Schiffe. Dieser Mann wusch sich alle Morgen, wenn er aufstand, das Gesicht, goß sich Wasser aufs Haupt, murmelte etliche Worte, und spie ins Wasser. Auf Befragen sagte er: es geschähe, um Regen von seinem Fetische zu erbitten, damit seine Freunde Gold bekämen, ihn zu befreyen.

Die guineischen Schwarzen haben keine Eintheilung des Jahrs in Monate und Wochen, als in so fern sie solche von den Europäern gelernt haben. Sie rechnen aber ihre Zeit nach dem Monde, woraus sie die gehörige Saatzeit erlernen. Indessen ist es wahrscheinlich, daß ihnen die Eintheilung der Monate in Wochen seit langer Zeit ist beygebracht worden,

weil jeder Wochentag in ihrer Sprache seine eigne Benennung hat.

Die Schwarzen tiefer im Lande theilen die Zeit in eine glückliche und unglückliche ein. Die erste hat wieder große und kleine Abtheilungen. In einigen Ländern dauert die große glückliche Zeit neunzehn, und die kleinere sieben Tage, die aber nicht unmittelbar auf einander folgen: denn es kommen allezeit sieben unglückliche Tage zwischen beyden. Dieß ist eine Art von Feier: denn sie reisen alsdann nicht, unterlassen die Feldarbeit, und unternehmen nichts Wichtiges, sondern bleiben müßig beysammen. Die Einwohner von Aquambo sind hierin noch abergläubischer, als andre. Sie unterreden sich diese Tage nicht über Geschäfte, nehmen auch keine Geschenke an.

Die Völkerschaften sind hierin sehr unterschieden; eine setzt ihre glückliche Zeit auf die Tage, eine andre auf andre, aber den Schwarzen an der Küste sind alle Tage gleich.

Die guineischen Schwarzen haben von Zeit zu Zeit Gelegenheitsfeste oder öffentliche Freudentage, auch jährliche und monatliche Tage, die zur Erinnerung des Todes ihrer Freunde und zu andern Dingen ausgesetzt sind: aber

doch haben sie nur zwey festgesetzte Festtage, den einen in der Erndte, den zweyten bey dem vorbeschriebenen Teufelaustreiben. Ihr Gottesdienst kann in einen allgemeinen und besondern abgetheilt werden. Der erste betrifft die ganze Nation oder Stadt, die sich öffentlich versammelt: der letztere ist der Privatgottesdienst einzelner Personen und Familien.

Wegen übler und unfruchtbarer Witterung, Wasserfluten oder großer Dürre, werden öffentliche und allgemeine Andachten von ganzen Völkerschaften und Städten angestellet. Die Häupter der Nation oder Stadt versammeln sich alsdann, und berathschlagen sich mit dem Priester, auf was für eine Art dem Uebel am besten abzuhelfen ist. Ihre Anordnung wird durch einen öffentlichen Ausruf im ganzen Lande bekannt gemacht, und wer dawider sündigt, muß eine große Geldstrafe erlegen. Wenn ihre Fischerey in Abnahme kommt; so opfern sie der See. Dieß geschieht ordentlich im August oder Herbstmonat, da die Erfahrung sie lehrt, daß eine große Menge Fische gefangen werden: und doch heißt das allemal eine Wirkung des Opfers.

Fast jeder Ort hat einen dazu eingerichteten Wald, wohin sich die Regenten und Vornehmsten oft begeben, um für das gemeine Beste, oder für sich selbst, zu opfern. Sie halten diese Wälder für heilig, und niemand wagt es, sie zu beschädigen, oder Aeste von den Bäumen zu nehmen; sonst setzt er sich, außer der gewöhnlichen Strafe, einer durchgängigen Verfluchung aus.

Ordentlich haben sie zwey Tage in der Woche zum Gottesdienste. Einen heißen sie ihren Bossumtag, oder mit den Portugiesen Dio Santo. Das ist ihr Geburtstag, den sie ihrem Fetische weihen, und an demselben trinken sie vor dem Untergange der Sonne keinen Palmwein. Sie sind sodann ganz weiß gekleidet, und mit weißer Erde bestrichen. Außer diesem aber haben die meisten, besonders die Vornehmsten, noch einen andern Wochentag, den sie ihrem Fetische weihen.

An diesem Tage schlachten sie einen Hahn, und wenn sie reich sind, manchmal ein Schaf. Dieß opfern sie blos mit Worten ihrem Gott, und glauben, es sey genug, wenn sie ihm nur sagen, daß sie es für ihn geschlachtet haben. So wie er aber gar nichts davon bekommt, so

bekommt

bekommt auch der Eigenthümer das wenigste: denn die Freunde und Bekannten fallen darauf, reißen es mit den Händen in Stücken, und jeder sucht etwas davon zu bekommen, welches sogleich aus Feuer gebracht wird. Ob es rein oder unrein ist, daran liegt nicht viel. Das Eingeweide schneiden sie in kleine Stücken, reinigen und kochen es mit Lunge, Leber und Herzen, nebst etwas Salze und guineischem Pfeffer, ohne das Blut abzuwaschen. Und dieß halten sie für ihre niedlichsten Leckerbissen.

Wenn sie so opfern, oder eine Nachricht von ihren Fetischen haben wollen, so rufen sie aus: wir wollen Fetisch machen; wir wollen unsern Gottesdienst verrichten, und sehen und hören, was unser Gott sagt.

Der Sabbath der Negern fällt überall auf der Goldküste auf den Dienstag, außer zu Ante, wo es, wie bey den Muhamedanern, der Freytag ist. Er unterscheidet sich von den übrigen Tagen in dem Verbote zu fischen. Er heißt der Fetischtag, und es wird an demselben kein Markt gehalten, und kein Palmwein geduldet. Kurz, es wird kein Geschäfte vorgenommen, außer daß man den Leuten auf den fremden Schiffen erlaubt zu handeln. Die

Negern

Negern waschen an diesem Tage ihre Gesichter sorgfältiger als an andern Tagen. Ihr Gottesdienst an diesem Tage ist folgender. Es wird mitten auf dem Markte eine viereckige Tafel gesetzet, die auf vier Pfosten, jeder etwa zwey Ellen hoch, ruhet. Die Tafel ist von Strohe und Schilfe fest in einander gewebt. Um die Ecken ist sie mit mancherley Ringen oder Fetischen von Rinden oder Zweigen gezieret, und auf ihr befindet sich Korn, nebst Gefäßen mit Palmöle oder Wasser. Dieses opfern sie dem Fetische, der es, ihrer Meynung nach, ißt; ob es gleich, ihnen unwissend, von den Priestern gegessen wird. Wenn sie bey ihrer Zurückkunft die Tafel ledig finden; so bestreichen sie solche mit Palmöle, und setzen von neuem Essen und Trinken darauf, in den Gedanken, daß es ihrem Fetische angenehm sey.

An diesen Fetischtagen hält der Priester, mitten auf der Tafel sitzend, an das rings um ihn versammelte Volk eine Rede, die sie sehr aufmerksam anhören. Unweit des Priesters steht ein Gefäß mit Wasser, worin eine lebendige Eidexe ist. Verschiedene Frauen und Kinder werden vor ihn gebracht, die er damit besprengt, vermuthlich um sie vor ihrem Fetische

zu schützen, den sie als die Ursache des Guten und des Bösen ansehen. Nach Endigung der Cärimonien und der Predigt steht der Priester auf, und besprengt oder wäscht die Tafel mit dem angeführten Wasser. Zu gleicher Zeit wiederholt das Volk mit lauter Stimme etliche Worte, klopft in die Hände, und schreyet Jou, Jou, welches die Andacht endigt.

Des Abends wird der Palmwein, der an diesem Tage von den Bäumen gezogen worden, dem Könige gebracht, der ihn unter seine Hofleute und Großen austheilt.

Die Priester heißen bey den Einwohnern Fetisseros, worin sie den Portugiesen nachahmen. Sie tragen eine Kleidung wie einen Heroldsrock, von grober Leinewand oder Sarsche. Um denselben legen sie eine Binde, die mit kleinen Knöchelchen von gebratenen Hünern besetzt ist. Der übrige Theil ihres Körpers ist ganz nackend, und aus den Fasen des Fetischbaumes tragen sie Kniebänder. Sie gehen, wie das Volk glaubt, mit den Fetischen um. Die Schwarzen tiefer im Lande berichten den Schwarzen auf der Küste, weit hinauf wohne ein großer Priester in einem schönen Hause, von dem sie lauter Wunderwerke erzählen. Ihm

stehen

stehen Wind und Wetter zu Gebote, und er verändert solche nach Gefallen. Sein Haus ist ohne Dach, und doch allemal vom Regen frey. Er weiß nicht nur vergangene Dinge, sondern auch zukünftige gewiß, und sagt sie so genau vorher, als ob er sie sähe, heilet auch alle Arten von Krankheiten. Seine Landsleute sagen, alle, die sich bey seiner Wohnung aufhalten, müssen vor ihm erscheinen, und sich von ihm befragen lassen. Findet er, daß sie ein gutes Leben geführt haben, so schickt er sie in Frieden an einen glücklichen Ort. Im Gegentheile aber tödtet er sie zum zweytenmale mit einer dazu verfertigten Keule, die allezeit vor seiner Wohnung bey der Hand liegt. Dieser Schwarze wird ungemein verehrt, und als eine Art von Halbgott angesehen.

Wegen der großen Kräfte, die sich bey den Priestern befinden sollen, suchen alle Leute, selbst die Könige, ihre Freundschaft. Der Aberglaube von der Macht und dem Daseyn der Fetische erhält sich durch ihre List. Sie werden allezeit mit einem Geschenke befragt, das sich nach der Verschiedenheit der Sache und des Vermögens der Person, die sie fragt, richtet. Man befragt sie wegen Krankheiten,

Geschäffte und Unternehmungen, und ihre Antworten bestimmen, was man thun oder lassen soll. Was er sagt, trifft auch gemeiniglich ein, weil er die Sache klug überlegt. Und bey Arzeneyen bekräftigt die Erfahrung gewöhnlich, was er versprochen hat. Haben die Fischer kein Glück gehabt, so bilden sie sich ein, ihr Fetisch sey zornig, und geben deshalb dem Priester Geld, daß er ihn besänftigen und bewegen soll, ihnen wieder Fische zu verschaffen. Der Priester geht hierauf mit seinen Frauen in dem besten Putze in Proceßion durch die Stadt: sie weinen, schlagen sich auf die Brust, klopfen in die Hände, und machen einen großen Lärmen. Wenn sie an die Seeseite kommen, so hängen sie die Aeste von gewissen Bäumen um den Hals, welche sie für die Fetische halten, die ihnen Fische senden. Darauf nimmt der Priester, um sie zu besänftigen, eine Trommel, und schlägt darauf. Alsdann wendet er sich zu seinen Frauen, und thut als ob er sie schölte, und sich mit ihnen zankte. Endlich wirft er Korn und andre gemalte Kleinigkeiten in die See, und kehrt darauf nach Hause zurück.

Nimmt

Nimmt die Menge der Handelsleute in einer Stadt ab, und der König findet, daß seine Einkünfte dadurch vermindert werden; so wendet er sich an seinen Fetischbaum, opfert ihm Speisen, und schickt nach dem Priester, welcher den Baum fragen muß, ob bald Kaufleute kommen werden. Der Priester geht mit seinen Frauen zu dem Baume, macht einen zugespitzten Aschenhaufen, und steckt einen abgerissenen Ast von dem Baume hinein. Dann nimmt er einen Mund voll Wasser, sprützt solches auf den Ast, sagt seinen Frauen etliche Worte, und wiederholet eben das. Nach vielerley seltsamen Bezeigen bestreichen sie sich die Gesichter alle mit Asche, und wiederholen darauf des Königs Frage laut. Hierauf hören sie eine Stimme, und erhalten, wie sie sagen, eine Antwort, mit der sie zum Könige zurückgehen.

Wenn die Schwarzen in Krieg ziehen, Handel treiben, reisen, oder etwas von Wichtigkeit unternehmen wollen, so ist ihr erstes, daß sie den Fetisch um den Ausgang desselben durch den Priester befragen. Die Wahrsagerey desselben kündigt selten etwas böses an, sondern muntert sie meistens zur Hoffnung eines glück-

lichen Erfolgs auf. In diesem Falle zweifeln sie nicht im geringsten daran, und thun alles gehorsamst, was er ihnen befohlen hat. Dieß besteht meistens darin, ihm Geschenke zu bringen, und dabey gewinnt der Priester unstreitig das meiste.

Jeder Priester hat seinen eignen Fetisch. Die meisten davon bestehen in einem großen Gefäße voll Erde, Oel, Blut, todten Menschen und Thierknochen, Federn, Haren, und kurz allem unflätigen und häßlichen Zeuge, welches sie nicht in eine ordentliche Gestalt bilden können, sondern auf einen Haufen unordentlich in den Topf werfen.

Wenn der Priester dem Fragenden einen Gefallen erzeigen will, so werden die Fragen ordentlich auf eine von folgenden beyden Arten in seiner Gegenwart dem Fetische vorgelegt. Erstlich bedienen sie sich eines Bündels von etwa zwanzig kleinen Stückchen Leder, in deren Mitte sie eben dergleichen Unrath, wie in dem vorerwähnten Gefäß, binden. Manche von diesen Ingredientien versprechen einen guten Erfolg, manche einen schlimmen. Diese Bündel schüttelt der Priester etliche mal; und wenn die glücklichen heraus kommen, so versichert

er

er den Fragenden eines glücklichen Erfolgs. Der listige Priester kann aber mit einer geringen Wendung der Hand das Leder biegen, wie er will, und ertheilet nie eine widrige Antwort, als um mehr Opfer herauszubringen, unter dem Vorwande, den Fetisch zu besänftigen.

Zweytens pflegen sie vermittelst einer Art wilder Nüsse ihre Götzen zu befragen. Sie geben vor, daß sie solche von ohngefähr aufheben und wieder fallen lassen, worauf sie nach der geraden oder ungeraden Zahl die Antwort ertheilen. Kurz, die listigen Priester werden durch die Dummheit des Volkes kühn gemacht, und haben alle Gelegenheit von der Welt, ihnen die größten Thorheiten weiß zu machen, und sie ums Geld zu bringen. Straft sie der Ausgang Lügen, so fehlt es ihnen nie an Entschuldigungen: z. E. die heiligen Gebräuche sind nicht alle recht verrichtet, der Gott ist darüber zornig geworden, und deshalb ist die Sache so schlimm abgelaufen. Dieß nehmen die Leute alles vor Wahrheiten an, und dem Priester wird nie die Schuld beygemessen. Geriethe auch das Land in Verderben, so bleibt sein Ruhm sicher und ungekränkt. Treffen aber seine Prophezeyhungen ein, so ist kein weiserer

 und

und heiligerer Mann in der Welt, als er, und seine Belohnung entgeht ihm gewiß nicht.

Wenn jemand stirbt, so wird ihm ein neuer Fetisch gemacht, der ihn in die andre Welt begleiten soll. Die Verehrung der Priester ist sehr groß. Man hebt die besten Leckerbissen für sie auf, und sie sind die einzigen Leute unter den Negern, die von der Arbeit frey sind, und auf öffentliche Kosten unterhalten werden. Zu Akkra hat man auch Priesterinnen, welche wahrsagen und Fragen beantworten. Sie sind vermöge ihrer Abstammung Priesterinnen, so wie die Priester; denn es scheint, daß das Priesterthum erblich ist, und einige dieses Ordens rühmen sich eines großen Alters in ihrem Stamme, welches zu der Ehrfurcht, die ihnen erzeigt wird, sehr viel beyträgt.

Auch den Aberglauben haben diese Negern mit den meisten Nationen gemein, daß sie alles Außerordentliche einem Wunderwerke zuschreiben. Sie bedienen sich auch der Beschneidung, und scheinen alle einen dunkeln Begriff vom zukünftigen Leben zu haben.

Zehntes Kapitel.

Von der Regierung der Schwarzen auf der Goldküste.

Es giebt hier fünf Grade oder Klassen von Leuten. Die ersten sind ihre Könige. Die zweyten ihre Kaboschiren (Caboceros), oder Vornehmsten, die man ihre bürgerliche Obrigkeit nennen kann, da ihnen obliegt, die Wohlfarth einer Stadt zu besorgen, und alle Unruhen zu stillen. Die dritte Klasse machen die aus, welche sich durch ihren Reichthum in grosses Ansehen gesetzt haben, und daher von einigen als Adeliche sind vorgestellet worden. In die vierte Classe gehört das gemeine Volk, das sich mit Weinbaue, Ackerbaue und Fischen beschäfftigt. Die fünfte und letzte begreift die Sclaven, die von ihren Verwandten verkauft, in Kriegen gefangen, oder aus Armuth in die Knechtschaft gerathen sind.

Die Würde eines Königs oder Oberhaupts ist erblich, meist vom Vater auf den Sohn, und außerdem auf den nächsten männlichen Erben, obgleich der reichste an Sclaven und Gelde manchmal dem rechten vorgezogen wird.

Die Einweihung des Königes wird nicht mit vielerley prächtigen Cärimonien begleitet, und Krönungen und Eide sind unbekannt. Der neue König wird dem Volke vorgestellt, und bisweilen durch seine Länder geführet, und die ganze Cärimonie endigt sich mit einem lustigen Tage. Wenn aber verschiedene um diese Würde streiten, so verbindet sich jeder Thronbewerber seinen Anhang durch einen Eid der Treue. Sonst gehen alle Dinge ganz gelassen zu; nur werden, wie hier bey allen Begebenheiten von Wichtigkeit gewöhnlich ist, Opfer verrichtet.

Die Vornehmsten oder Kaboschiren, welche die zweyte Klasse ausmachen, sind ordentlich auf eine gewisse Zahl gesetzt. Finden sie aber bey einer Versammlung, die nach einiger Tode angestellt wird, ihre Zahl zu klein, so wählen sie einen oder ein paar alte Leute aus den Gemeinen, ihre Zahl voll zu machen: denn Junge werden selten in diese ehrwürdige Versammlung zugelassen. Zu Axim muß man, um diese Würde zu erhalten, ein Landeskind seyn, oder wenigstens ein Haus daselbst haben, worin eine von den Frauen, jemand von

der

der Familie, und der Kandidat selbst manchmal sich aufhält.

Die dritte Klasse von Schwarzen besteht aus solchen, die durch Erbschaft oder Handel reich geworden sind. Damit sie unter ihren Mitbürgern ein Ansehen und einen großen Namen erhalten; so kaufen sie etwa sieben kleine Elephantenzähne, woraus sie Hörner machen, und ihre Familie allerley Arten von Tönen auf denselben, nach dem Geschmacke des Landes, lehren. Wenn sie dieß gelernt haben, so melden sie ihren Verwandten und Freunden, sie wollten ihre Blashörner öffentlich zeigen: sie sollten also kommen, und sich etliche Tage lustig machen. Alsdann erscheinen sie, ihre Frauen und Sclaven mit so vieler Pracht als möglich, borgen von ihren Freunden Gold und Korallen, um damit zu prangen, und theilen Geschenke unter sie aus, so daß diese Cärimonie sehr kostbar wird. Wenn das Einweihungsfest vorüber ist, so haben sie die Freyheit, nach Gefallen auf ihren Hörnern zu blasen, welches niemanden, als die sich auf diese Art groß gemacht haben, verstattet wird. Kommt andern die Lust an, sich auf diese Art zu er-

götzen; so sind sie genöthigt, diese privilegirten Hörner zu borgen.

Ein Neger, der zu so vieler Ehre gelangt ist, bemächtigt sich erstlich eines, und dann des andern Schildes, die er öffentlich mit eben so vieler Pracht als die Hörner zeiget. Alsdann ist er genöthiget, die erste Nacht in völliger Kriegsrüstung unter freyem Himmel zu schlafen, zum Zeichen, daß er zur Vertheidigung seines Volkes weder Unbequemlichkeit noch Gefahr scheuen will. Hierauf bringt er die übrigen Tage des Festes, deren ordentlich acht sind, mit Schießen, Kriegsübungen, Tanzen und allen Arten von Lustbarkeit zu. Doch ist dieß Fest nicht so kostbar, als das vorige. Denn anstatt daß bey jenem Geschenke von ihm ausgetheilt werden; so bekommt er hier dergleichen von großem Werthe. Will er sich hernach eine Lust machen, oder in Krieg gehen, so ist ihm erlaubt, zwey Schilde zu tragen, welches Vorrecht andre ohne diese Vorbereitung nicht haben.

Dieß ist der Adel, dessen manche Schriftsteller auf dieser Küste erwähnen, und verschiedene Klassen desselben machen.

Wenn

Wenn jemand wegen seiner Thaten im Kriege oder wegen seiner Verdienste um den Staat geadelt werden soll; so wird der neue Edelmann von einigen alten Edelleuten, die seine Freunde sind, oder von etlichen Hofbedienten, vor den König geführt. Er wirft sich vor dessen Füßen nieder, streuet Sand auf seinen Kopf und Rücken, und stattet in dieser Stellung seine Danksagung ab. Der König meldet ihm in wenig Worten den Rang, zu dem er ihn erhoben hat, ermahnet ihn, nichts zu thun, was demselben unanständig wäre, beschenket ihn mit einer Trommel und einigen elfenbeinenen Trompeten, verstattet ihm, mit den Weißen zu handeln, welches Vorrecht dem Adel eigen ist, und durch sein ganzes Königreich Sclaven zu kaufen und zu verkaufen, nebst andern Freyheiten. Der neue Edelmann dankt dem Könige, wird darauf von seinen Sclaven weg, und durch alle Städte mit Trommeln und Trompetenschall getragen. Seine Frauen tanzen und singen vor ihm her, in Begleitung aller ihrer Freunde, Nachbaren und Verwandten, mit einem gewaltigen Lärmen. Auf die Art wird er nach Hause gebracht, wo er in einer dazu erbauten Lauberhütte des Königs Bedien-

dienten und den Adelichen, die ihn bey dieser Cärimonie begleitet haben, ein großes Gastmahl giebt. Es dauert mit den dabey vorhergehenden Lustbarkeiten drey bis vier Tage, von denen der letzte für das Volk ein heiliger Tag ist. Es wird an solchem mit einem gebratenen Ochsen und Palmweine genug, sie alle zu berauschen, von dem neuen Edelmanne bewirthet. Viele, die zuvor reich gewesen, sind durch die großen Unkosten bey dieser Gelegenheit verarmt.

Der Adel hat die vornehmsten Befehlshaberstellen in Kriegszeiten; denn diese Völker haben selten lange Frieden. Sie sind stolz und geizig. Ihr Stolz giebt ihnen Scheingründe zu Händeln, und ihr Geiz treibt sie dazu, damit sie Sclaven an die Europäer zu verkaufen bekommen.

Man kann auch diesen Adel erkaufen, und ob er gleich nicht viel einbringt, so sind doch diese Schwarzen sehr begierig darnach, und ruhen nicht eher, als bis sie den erforderlichen Preis dazu zusammengebracht haben. Man muß, um ihn zu erhalten, dreyerley Geschenke geben: nämlich einen Hund, ein Schaf oder eine Ziege, und einen Ochsen oder eine Kuh.

Die-

Diese Geschenke werden unter den Adel oder die Großen ausgetheilt.

Das erste, was ein Kandidat dieser Würde thun muß, ist, daß er seinen Namen bey des Königs Statthalter angiebt, und einen Ochsen auf dem Marktplatze an einen Pfahl binden läßt. Darauf läßt der Statthalter ausrufen, daß der und der sich wolle adeln lassen, und die Cärimonie den und den Tag seyn sollte. Alsdann bereitet sich der sämmtliche Adel, um bey der Einsetzung gegenwärtig zu seyn, und der Kandidat macht alles zu dem Feste und der Bewirthung seiner Gäste fertig. Er schafft also Hünervieh und Palmwein an: denn er muß in jedes adeliche Haus ein Huhn und einen Topf mit Wein zum Geschenke schicken.

Wenn der Tag gekommen ist, so versammelt sich das Volk auf dem Marktplatze. Die Vornehmsten oder obrigkeitlichen Personen sitzen an einem besondern Orte, und bey ihnen befinden sich Trommeln, Hörner und andre musikalische Instrumente nach ihrer Art. Der Statthalter sitzt in der Mitte, bewaffnet und mit seiner Wache umgeben, welche Schilde und Wurfspieße tragen. Ihre Gesichter und

Leiber sind roth und gelb gemalt, so daß sie furchtbar aussehen.

Darauf wird der Kandidat herein geführt, dem einige von den andern Edeln neue Kleider angelegt, und ihn schön geputzt haben. Ein Knabe trägt ihm seinen Stuhl nach. Seine Verwandten und Freunde legen zuerst bey ihm ihren Glückwunsch ab, und streuen, als eine Art von Ehrenbezeigung, eine Hand voll solches Stroh, womit sie ihre Häuser decken, ihm unter die Füße. Wenn die Männer weg sind, so kommen die Frauen, um die Frau des neuen Edelmannes zu erwarten, ihr ihre Ergebenheit zu bezeigen, ihre Hare mit goldenen Fetischen zu schmücken, und ihren Hals und ihre Arme mit Ketten und Armbändern zu zieren. In einer Hand hat sie ein kleines Schild, und in der andern einen Roßschweif, um die Fliegen zu vertreiben.

Wenn alles fertig ist, so geht eine Proceßion an, worin der neue Edelmann und seine Frau durch die vornehmsten Theile der Stadt geführt werden, und dieß wird drey Tage hinter einander wiederholt. Am dritten Tage wird der Ochse geschlachtet, und unter das Volk ausgetheilt. Der Kopf desselben wird nach des

Edelmannes Hause gebracht. Daselbst wird er mit verschiedenen Farben bemalt, voll Strohfetische gesteckt, und als ein Zeichen der Würde aufgehangen.

Diejenigen, die diese Ehre erlangt haben, werden sehr stolz, und pralen damit gegen Fremde. Aber sie sind nachher ärmer als zuvor, und müssen sich oft wieder an die Fischerey und andre Beschäftigungen machen, um sich nur ernähren zu können.

Diese Edeln haben auch besondre Feste, die sie unter sich feiern.

Bey dem gemeinen Volke ist dieß besonders zu bemerken, daß so arm sie auch überhaupt sind, sich dennoch keine Bettler unter ihnen finden. Der Statthalter muß dafür sorgen, daß alte und lahme Leute ihr Brod verdienen können, und die jungen Leute müssen als Soldaten dienen. Sieht einer, daß er sein Brod nicht verdienen kann, so verkauft er sich auch wohl an einen Herrn, der ihn mit allen Nothwendigkeiten versorgt, und selten zu Sclavenarbeit, sondern hauptsächlich zu seiner Vertheidigung im Nothfalle, und in der Saatzeit zu so viel Arbeit, als jenem selbst beliebt, gebraucht.

Die Länder an der Goldküste werden entweder als Monarchien oder als freye Staaten regiert.

Die Regierung zu Axim besteht aus zwey Theilen, deren einen die Kaboschiren oder Vornehmen, den andern die Manseros oder jungen Leute ausmachen. Alle ordentliche bürgerliche Sachen gehören vor sie. Was aber die ganze Völkerschaft betrifft, als Krieg zu führen, Frieden zu schließen, Auflagen anzulegen, die fremden Nationen bezahlt werden müssen, (welches doch selten geschieht,) u. s. f. das wird durch beyde Theile ausgemacht. Und bey dieser Gelegenheit nehmen sich oft die Manseros viel Gewalt heraus, zumal wenn die Kaboschiren nicht reich sind, wodurch sie sonst die andern auf ihre Seite bringen können. Dieses geringe Ansehen der Vornehmsten ist der Grund, warum der Negern Regierung so verworren ist, und viele Freyheiten verstattet. Die Nachläßigkeit in Verwaltung der Geschäfte nebst ihren ungereimten Gewohnheiten, giebt zu öftern Kriegen Gelegenheit.

Kommendo, Fetu, Sabu, Akkra, und andre Länder längst der Küste sind Monarchien, deren

deren Könige entweder nach dem Erbrechte folgen, oder gewählt werden.

Vor der Portugiesen Ankunft kannten sie keinen größern Titel, als Ohin und Ahin, welches im Holländischen einen Hauptmann bedeutet, und darunter verstanden die Schwarzen allezeit einen Regenten von einer Stadt, einem Lande oder einem Volke. Seitdem aber machen sie, oder vielmehr die Europäer, einen Unterschied zwischen einem Könige und einem Hauptmanne.

Einige behaupten, sie hätten keine Erbreiche, sondern wenn ein König stürbe, so würde von dem Volke ein neuer durch den Adel erwählt, der als rechtmäßiger Erbe von dem Palaste und den Schätzen des Verstorbenen Besitz nähme. Wie sie bey der Wahl die Verwandten des Verstorbenen gänzlich ausschlössen, so ließen sie auch keine zu, die sich ihm widersetzt oder ihn beleidigt hätten. Die Kinder wären von allem Antheile an seiner Erbschaft gänzlich ausgeschlossen, ausgenommen, was er besessen hätte, ehe er zur Krone gelangt wäre, welches unter sie vertheilt würde.

Andre halten einige Monarchien für erblich, und bemerken, daß bey Wahlreichen des Kö-

nigs Bruder oder nächster männlicher Verwandter gewählt wird, ausgenommen zu Sabu, wo allezeit ein Fremder aus den benachbarten königlichen Familien erwählt wird.

Die Könige müssen hier ihr Ansehen durch Macht und Gewalt erhalten, daher sie destomehr geehrt werden, je reicher sie an Gold und Sclaven sind. Außerdem haben sie nicht die geringste Macht über ihre Unterthanen, sondern müssen sie vielmehr um die Ausrichtung ihrer Befehle bitten, und sie bezahlen. Wenn sie aber reich sind, so herrschen sie tyrannisch, und strafen ihre Unterthanen wegen geringer Verbrechen so hart an Gelde, daß sie es ihre ganze Lebenszeit empfinden.

Die Freygebigkeit ist das einzige Mittel, wodurch sich die Könige in Ansehen erhalten können. Es ist daher gewöhnlich, daß, wenn seine Einnehmer ihm die Einkünfte vierteljährig bringen, er eine große Gasterey ausrichtet, die ihm gewöhnlich mehr kostet, als er empfängt. Dazu ladet er alle seine Räthe und Große ein, kauft allen Palmwein im Lande, und bewirthet das Volk mit Ochsen und Ziegen, so daß man durch das ganze Land nichts als Freudensbezeugungen hört. Wenn dieß

Fest

Fest vorbey ist, so hängen sie die Köpfe der geschlachteten Ochsen bunt gemalt, und mit mancherley Fetischen geziert, in des Königs Pallaste auf, weil sie glauben, dieß trage viel zur Ehre des Königs bey, da Fremde daraus seine Freygebigkeit kennen lernen.

An ihrem wöchentlichen Fetischtage kauft der König allen Palmwein auf, und ladet seinen Adel und seine Frauen zur Abendmahlzeit ein. Dieß ist auch der einzige Tag in der Woche, da der König des Abends mit seinen Frauen und Kindern speiset.

Mit ihren Sclaven leben sie sehr vertraut, zerschlagen ihnen aber doch oftwegen schlechter Ursachen den Kopf. Nur die sind davon ausgenommen, die sich bey dem Volke in Ansehen gesetzt haben. In der That haben einige von diesen mehr Ansehen als ihre Herren. Denn da sie vermittelst ihrer eignen Handlung lange Zeit eine Art von Herrschaft über einige, die ihrem Herrn unterworfen sind, geführt haben; so sind sie dadurch selbst Herrn einiger Sclaven geworden, und machen sich mit der Zeit so mächtig, daß ihre Herrn genöthigt sind, nur mit ihren Augen zu sehen. Ja sie widersetzen sich wohl gar denselben aufs hartnäckig-

sie, und müssen durch Geschenke wieder besänftigt werden.

In dem Hause und Hofe der Könige ist keine Pracht. Sie haben keine Wache an den Thoren ihres Palastes, und niemanden, der ihnen aufwartet. Wenn sie sich in die Stadt begeben, so werden sie selten von mehr als zwey Knaben begleitet, von denen einer einen Säbel, der andre einen Stuhl trägt. Wer ihnen begegnet, erzeiget ihnen wenig Ehrerbietung, und der schlechteste Sclave geht ihnen nicht einen Schritt aus dem Wege. Wenn sie aber in einer andern Stadt Besuch abstatten, oder von einem angesehenen Manne besucht werden; so zeigen sie ihre Pracht, und werden alsdann allezeit von bewaffneten Leuten begleitet. Man trägt ihnen verschiedene Schilde nach, und Sonnenschirme über ihnen. Ihre Frauen sind auch alsdann mit Golde und andern Zierrathen kostbar geschmückt, und haben eine lange Schnur Gold und Korallen um sich hängen. In ihren Städten aber sind sie und ihre Frauen so elend gekleidet, daß sie von dem schlechtesten Sclaven darin nicht unterschieden werden können. Es ist indessen kein Wun-

der,

der, daß diese Könige so arm sind, da ihr Land meistens sehr klein ist.

Des Königs Frauen halten sich meistens bey ihm in seinem Palaste auf, einige aber, die alt geworden sind, und ihm nicht mehr gefallen, leben außer demselben. Die jüngern und schönen haben jede ihr besonderes Zimmer, und ihren eignen Unterhalt, nebst ihren Kindern und ihrer Familie. Zwischen der Erziehung königlicher und gemeiner Kinder ist kein Unterschied. Die Prinzen pflügen, sobald sie können, zu ihrem Unterhalte das Land, oder zapfen Palmwein, und schämen sich nicht, ihn auf dem Markte zu verkaufen. Ihre übrigen Beschäftigungen sind diesen gleich, und von ihnen steigen sie zu gehöriger Zeit auf den Thron. Der König darf sich nicht unterstehen, zu ihrem Besten Schätze zu sammeln, und daher geben sie ihnen, wenn sie heirathen, nicht mehr mit, als andre, außer etwa ein paar Sclaven zur Aufwartung. Sie müssen daher selbst arbeiten, wenn sie leben, und nicht mit der Zeit verachtet werden wollen. Meistens bekommen sie eine Bedienung am Hofe, oder sie werden bey Friedensschlüssen mit den benachbarten Prinzen als Geißeln zu denselbigen ge-

schickt, damit sie sich heben, und etwa zu Erhaltung einer Krone Hoffnung bekommen können.

Die Prinzeßinnen müssen gleichfalls die Hände an den Pflug legen. Manchmal wählen sie sich auch einen Handel, der ihren Rang zu unterhalten geschickt ist. Verschiedene von ihnen werden in der Jugend, ohne die geringste Achtung auf die Geburt und Familie, verheirathet, und es gefällt ihnen jeder, der sie haben will. Eine Heirath zwischen einem Sclaven und einer Prinzeßin wird nicht ganz für ungereimt gehalten, und ist noch besser, als die Heirath eines Prinzen mit einer Sclavin, die täglich geschieht. Denn es ist hier eine unverbrüchliche Regel, daß die Kinder der Mutter nachfolgen, und folglich sind die Kinder der Prinzeßin frey, die der Sclavin aber Sclaven.

Die großen Bedienten des Königs sind Fähndriche, Säbelträger, öffentliche Ausrufer, Bediente ihrer Frauen, Hornbläser oder Trommpeter und Trommelschläger. Außer diesen haben sie keine andere Bedienten, und ein jeder vornehmer Mann hat sie eben so, oder wenn er reich ist, wohl noch besser. In einigen

gen Ländern scheint indessen doch die Zahl der Staatsbedienten größer zu seyn. So ist in Fetu ein Unterkönig, ein Großschatzmeister und ein Hauptmann der Leibwache.

Der Unterkönig stellt den König in seiner Abwesenheit vor, und handelt in Staats- und Kriegssachen als sein Abgeordneter.

Der Großschatzmeister nimmt die Einkünfte des Königs ein, und besorgt die Ausgaben in der Haushaltung. Dadurch wird er verbunden, sich stets bey dem Könige aufzuhalten, und er hat deshalb seine Wohnung im Palaste desselben. Dieser Posten ist vortheilhaft und sehr angesehen. Ordentlich geht er kostbar gekleidet, und hat eine große Menge Juwelen und goldne Fetische an sich, um sich von andern zu unterscheiden.

Der Braffo oder Fähndrich ist eine Art von Marschall, der den Angriff in Schlachten thut.

Der Fatayra oder Hauptmann der Leibwache hat des Königs Person zu bewachen, und begleitet ihn allezeit bey seinen Unternehmungen, so daß er ihm oft auch nachfolgt.

Der Schwerdtträger sind ordentlich vier. Sie tragen das Schwerdt und die Waffen des Königs bey öffentlichen Festen oder Kriegszü-

gen, werden auch bisweilen als Gesandte in fremde Länder geschickt.

Die Bedienten der Frauen des Königs sind die ansehnlichsten Staatsbedienten unter allen. Ihr Amt ist, zu verhüten, daß kein Fremder denselben nahe komme. Wenn sie aber artig und tauglich sind, so sind sie wohl selbst bey den Königinnen glücklich. Sie sind auch wohl die Schatzmeister des Königs.

Die Tieties oder öffentlichen Ausrufer müssen ausrufen, was verlohren oder gestohlen ist, ingleichen die Verordnungen des Königs oder Statthalters auf eben die Art bekannt machen. Eine jede Stadt hat ihrer einen oder zwey. Sie warten auch im Rathe auf, und sind verbunden, wenn die Stimmen zu laut und unordentlich werden, zu rufen: Titie, das ist: Gehör. Daher kommt auch ihr Name. Ihnen kommt auch eigentlich das Amt der Gesandten zu, und sie werden in Staatssachen an Freunde und Feinde geschickt. Sie haben eine Kappe, die aus einer schwarzen Affenhaut gemacht ist, und die ihnen statt eines Passes dient, wenn sie von ihrem Herrn geschickt sind.

Der Trommelschläger hat, sowohl was den Rang als die Einkünfte betrifft, einen guten Posten, und ist ordentlich nahe beym Könige. Die Trompeter sind die geringsten am Hofe.

Die Einkünfte des Königs bestehen in Korn, Fischen, Palmwein, Oel und andern Lebensmitteln, womit sie ihre Familie reichlich unterhalten können. Einige rechnen auch Abgaben vom Volke dazu, nebst Strafen und eingezogenen Gütern, Zölle von durchgehenden Gütern, und Sold, den sie von ihren Nachbarn und Europäern für Beystand im Kriege empfangen. Sie bekommen auch Geld, wenn sie zwischen zwey streitenden Völkerschaften Friedensstifter abgeben, da sie, wie die Advokaten, sich von beyden Theilen bezahlen lassen, und den Streit verlängern, um mehr Vortheile davon zu haben. Ohne solche Beyhülfe würden sie auch ihre außerordentlichen Ausgaben nicht bestreiten können, da ihre Einnehmer sich am besten versorgen, und ihnen wenig übrig lassen.

Oft muß der König von seiner und seiner Sclaven Arbeit leben. Daher sind die Könige unglücklich, die nur wenig Sclaven haben, und folglich weder reich noch mächtig sind.

 Man

Man hat einige angetroffen, die so arm waren, daß sie weder Geld noch Credit hatten, eine Flasche Palmwein zur Bewirthung ihres Besuchs zu bekommen. Vermuthlich macht sie dieß so geldgierig, daß sie von ihren ärmsten Unterthanen Geschenke annehmen. Auch sind ihre Küchen nicht besser versehen, als der gemeinen Schwarzen ihre, und sie unterscheiden sich in ihrer Lebensart nicht von dem gemeinsten ihrer Unterthanen.

Nach Absterben des Königs wird eine Wache um seinen Palast gesetzt, und solcher verschlossen, bis der nächste Verwandte auf den Thron steigt, und alle Verlassenschaft seines Vorfahren in Besitz nimmt. Hierauf giebt der neue König allen denen, die kommen, ein Gastmahl, welches vier oder fünf Tage dauert, und bewirthet dabey die benachbarten Könige, die Europäer, den Adel und seine Unterthanen, die ihm alle Geschenke bringen. Er wählet sich auch neue Fetische, und feyert jährlich den Tag, da er zur Regierung gekommen ist. Manchmal setzt er die vorigen Bedienten ab, um seinen Freunden und Verwandten Platz zu machen. Wenn sie aber alt sind, so erwartet

tet er lieber ihren Tod, um sich dem Volke gefälliger zu machen.

Eilftes Kapitel.

Von den Gesetzen, gerichtlichen Verfahren und Strafen auf der Goldküste.

Die vornehmsten Richter in Königreichen und freyen Staaten werden ordentlich aus den Reichsten und Angesehensten im Lande erwählt. Dergleichen sind die Braffos und Kaboschiren, Statthalter in Städten und Dörfern, denen die Priester dieser Oerter zugegeben werden. Diese untersuchen bürgerliche und peinliche Sachen, sind aber nicht die obersten Richter; denn man kann sich auf den König berufen, obgleich solches selten geschieht. Die Könige setzen, um sich diese Mühe zu ersparen, Oberrichter, die im Lande herum reisen, und Urtheile sprechen, von denen kein weiteres Appelliren gilt.

Wenn eine bürgerliche oder peinliche Sache in einem dem Könige unterworfenen Lande zu untersuchen ist, die nicht gütlich verglichen werden kann, so gehen die Schwarzen deshalb zu dem

dem Befehlshaber des Orts. Nachdem derselbe die Klagen angehört hat, so läßt er den Beklagten durch seinen Sclaven fordern. Dieser erscheint, und vertheidigt sich, so gut er kann. Sodann ertheilt der Kläger seine Gegenantwort, bis beyde Theile völlig sind verhöret worden, und dieß geht ganz ruhig zu. Keine Parthey darf bey Lebensstrafe die andre unterbrechen. Nach gänzlich verhörter Sache spricht der Richter das Urtheil, und betrifft die Sache den König, oder wird eine Strafe auferlegt, so muß solche ausbezahlt werden, ehe der Richter der Parthey wegzugehen gestattet.

Ist die Sache so schwer, daß der Richter sie nicht entscheiden kann; so gerathen die Partheyen in einen tödtlichen Haß, der sich mit einem Zweykampfe endiget. Den gesetzten Tag erscheinen sie, jeder von drey oder vier Freunden begleitet, die als Zuschauer des Gefechts dabey sitzen, und gewöhnlich kommt einer um. Hierauf forschen die Verwandten des Umgebrachten nach, wer der Mörder ist. Ist dieser in eine andre Stadt entwischt, so suchen sie ihn auf alle mögliche Art in ihre Gewalt zu bekommen, und er kann ihnen schwerlich entgehen,

gehen, wenn er sich nicht versteckt, oder sie die Untersuchung nachlassen. Keine Stadt oder Dorf schützt ihn auch gern, weil man sich vor dem Könige, dessen Unterthan er getödtet hat, fürchtet. Wird er gefangen, so überliefert man ihn der Witwe des Getödteten, die ihn selbst behalten, oder als einen Sclaven verkaufen kann. Ist er reich, und kann er sich mit des Ermordeten Freunden setzen; so giebt er ihnen etwas, und geht nachher frey wieder nach Hause.

Diese Zweykämpfe ereignen sich indessen selten, und werden nur bey sehr dringenden Gelegenheiten zugelassen. Denn sobald die Freunde von der Ausforderung Nachricht erhalten, so wenden sie alles mögliche zur Versöhnung an, um die übeln Folgen des Blutvergießens auf beyden Seiten zu vermeiden.

Wer des Königs Befehle im geringsten übertritt, der muß sich entweder der auferlegten Geldstrafe unterwerfen, oder das Land meiden. Wenn einer auf die Art schuldig, und solches einem andern bekannt ist, so behält der letztere vielleicht seine Kenntniß mehrere Jahre bey sich, bis sich eine Gelegenheit darbietet. Alsdann meldet er es dem Statthalter, der durch einen

einen Sclaven die Trommel durch die Stadt schlagen läßt, um anzudeuten, daß eine Sache untersucht werden soll. Darauf geht der Statthalter mit den vornehmsten Leuten auf den Marktplatz, und das Volk versammelt sich um sie herum. Den Frauen wird ein besondrer Platz zu sitzen angewiesen, die Männer aber gehen näher hinzu, um die Entscheidung der Sache mit anzusehen. Befindet sich der Angeklagte unter dem Haufen, so bemächtigt man sich seiner sogleich, und führt ihn in das Haus des Statthalters, wo er, wenn man eine große Beschuldigung gegen ihn hat, gebunden und gefangen gesetzt wird. Er wird von einem Wächter bewahrt, der ihm vor dem Ausspruche des Urtheils keinen Fuß fortzusetzen erlaubt. Nachdem hierauf der Statthalter mit seinen Edlen und Aeltesten die Anklage gehört hat, so wird jemand abgeschickt, dem Gefangnen solches kund zu machen. Wenn er hierauf nicht zulänglich antworten kann; so muß er auf der Stelle dem Könige eine gewisse Geldstrafe geben. Ist er aber nicht im Stande zu bezahlen, so wird er für des Königs Sclaven erklärt, und um die Strafe zu bekommen, verkauft.

Hat

Hat ein Schwarzer zu Axim einen Proceß mit dem andern, so begiebt er sich mit Geschenken an Golde und Branntewein zu den Kaboschiren, überlegt die Sache mit ihnen, und bittet sie um Beschleunigung derselben, und um Recht gegen seinen Gegner. Wollen sie ihm sehr gefällig seyn; so wird unmittelbar oder aufs längste in zwey oder drey Tagen der ganze Rath zusammen berufen, und nachdem sie sich berathschlagt haben, wird zu seinem Vortheile, und oft gerade der Gerechtigkeit zuwider, gesprochen. Sind sie aber dem Kläger zuwider, oder haben sie von seinem Gegentheile mehr Geschenke bekommen, so wird ihm die gerechteste Sache von der Welt ihren Beyfall nicht erhalten. Wenn indessen das Recht zu deutlich auf seiner Seite erscheint; so schieben sie den Proceß, um die Schande zu vermeiden, in die Länge, und nöthigen den Beleidigten, nach verdrießlichem und langweiligen Anhalten, gerechtere Richter zu erwarten, die er vielleicht nie findet. Wenn er darüber stirbt; so fällt der Proceß auf seine Erben, die auch wohl noch nach dreyßig Jahren sich desselben zu bedienen wissen. Dieß ist um desto wunderbarer, da sie weder lesen noch schreiben können.

Wenn einer bey dem Processe findet, daß ihm durch Urtheil Unrecht geschehen ist, so bedienet er sich zuweilen der ersten Gelegenheit, sich so vieles Goldes oder so vieler Waaren zu bemächtigen, als seinen Schaden ersetzen kann. Und dieß nimmt er nicht etwa von seinem Gegner, sondern von dem ersten von dessen Landsleuten, der ihm in den Weg kommt. Wird er nicht mit Gewalt gezwungen, so liefert er es auch nicht eher wieder aus, als bis ihm von seinem Gegner völlige Genugthuung widerfahren ist. Mittlerweile fängt der, den er solchergestalt beleidigt hat, einen Proceß gegen den an, der daran Schuld gewesen ist, und es wird ihm auch gegen denselbigen geholfen. Daraus entstehen aber oft Mordthaten, und wohl gar Kriege.

Ist aber der Kabbschiren Urtheil gerecht, oder kommt die Sache zur Entscheidung an das holländische Fort, so wird sie in Gegenwart des holländischen Factors freundschaftlich ausgemacht, und nach dem geführten Beweise gesprochen. Hat keine Parthey einen Beweis vor sich, so kann sich der Beklagte losschwören, oder er muß bezahlen; denn der Kläger muß allezeit seine Klage eidlich bestärken.

Der

Der Reinigungseid wird also dem Eide bey der Anklage vorgezogen. Beweiset aber der Kläger seine Klage mit zwey, oder auch nur mit einem Zeugen, so wird der Beklagte nicht zum Schwören gelassen. Dieß verursacht oft üble Vorfälle. Der Meineid ist unter den Schwarzen nichts neues, und wer auf diese Art ist beleidiget worden, wartet noch endlich alle Gelegenheit zur Rache ab. Aber diese Ungerechtigkeit geht selten oder niemals, als in den tiefer ins Land hinein gelegenen Oertern vor, wo die holländischen Factore keine Untersuchung anstellen können.

In Fetu ist die Art zu schwören folgende. Der Priester richtet eine Art von Altare von einem Haufen kleiner Stöcke auf, über den er einen Leinewandsack legt, der mit Menschenblute besprengt ist, und einige todte Menschenknochen enthält. Diesem fügt er etliche Stücken Brod und eine Kürbisflasche voll bitter Wasser bey, dessen sie sich bey allen Cärimonien ihres Gottesdienstes bedienen. Dieß alles beschwört der Priester, und läßt sodann die Person, die den Eid thun soll, solchen im Namen ihrer vornehmsten Gottheit ablegen.

Die ordentlichen Strafen auf der Goldküste sind der Tod und Geldstrafen. Jener steht ordentlich auf Mordthaten, wird aber selten vollzogen, wenn der Mörder Vermögen oder Freunde hat, die Geldstrafe zu bezahlen, welche, nachdem sie freye Negern oder Sclaven betrifft, von zweyerley Art ist. Diese Geldstrafe wird den Verwandten des Ermordeten bezahlt, und nur mit denen muß sich der Mörder vergleichen. Für eine ansehnliche Person wird die gewöhnliche Strafe wohl zehnfach vermehrt. Kann aber ein Mörder sich nicht loskaufen, so wird er auf eine schreckliche und grausame Art hingerichtet. Sie schneiden, hauen, durchstechen, schießen ihn, und erfinden alle Arten der Marter, die sie ihm authun. In den Ländern aber, die Königen unterworfen sind, ist die Strafe ordentlicher, und nicht so grausam. Der Verbrecher wird hier sogleich nach dem Urtheile dem Nachrichter überliefert, der ihm die Augen verbindet, die Hände auf den Rücken schnüret, und ihn darauf auf ein Feld außer der Stadt führet, wo er ihn niederknien läßt, ihm den Kopf vorwärts beuget, und ihn mit einem Spieße durchstößt. Nachher hauet er ihm den Kopf mit einer Axt

ab, viertheilt den Leichnam, und überläßt solchen den Vögeln.

Nach vollendeter Hinrichtung versammeln sich die Freunde und Verwandten des Hingerichteten, um ihn zu betrauern. Die Männer legen das Haupt in einen Topf und kochen es, bis das Fleisch abfällt, worauf sie dasselbe mit der Brühe verzehren, und den Hirnschädel ihrem Fetische aufhängen. Die Frauen schreyen indessen gewaltig, und beklagen das elende Schicksal des Hingerichteten. Bey der Hinrichtung selbst ist niemand, als der Nachrichter und der Verbrecher, nachher aber versammelt sich das Volk, den Körper zu besehen.

Räuberey wird ordentlich mit Wiedererstattung der Güter und mit Gelde bestraft. Bey dem letztern wird besonders auf den Werth des Geraubten, den Ort, wo es genommen worden, und den Thäter gesehen.

Wird ein Mann im Ehebruche begriffen, so zieht der König alle seine Güter ein, und die Frau muß Geld an ihren Ehemann bezahlen, wenn sie nicht will geschieden seyn, wie dem Ehemanne frey steht. Die Verwandten der verführten Frau zünden des Ehebrechers Haus an, und verfolgen ihn, so daß er die Stadt

verlassen, und eine andre Wohnung suchen muß.

An andern Orten schneidet man dem Ehebrecher ordentlich ein Ohr ab, und straft ihn um so viel Gold, als die Frau zum Leibgedinge hat, und noch um vier Schafe oder Ziegen. Kann er das aber nicht bezahlen, so wird er als Sclave verkauft. Ist der Ehebrecher ein Sclave, so schneidet man ihm das männliche Glied ab.

Noch an andern Orten bestraft man den Ehebruch blos mit Gelde, wovon ein Drittheil der König, das andre seine vornehmsten Officiere, und das letzte dem Manne gehört.

Wird der Ehebruch mit einer vornehmen Frau begangen, so wird er sehr strenge bestraft. Gleichwohl klagt oft der Sohn den Vater, und der Vater den Sohn aus Bosheit an. Wenn der Verbrecher entwischt, so wird eine starke Summe auf seinen Kopf gesetzt; und bekommt man ihn wieder, so wird er zum Sclaven verkauft.

Wird jemand entdeckt, daß er den Holländern falsches Gold angeboten hat, und solches vor den König kommt, so wird er ordentlich auf Lebenslang ein Sclave.

Der

Der Menschendiebstahl wird aufs strengste, und manchmal am Leben gestraft, wie auch der Diebstahl von Viehe. Denn, sagen sie, das Vieh kann sich nicht vertheidigen und um Hülfe rufen. Sie richten daher eher einen Menschen hin, weil er ein Schaf gestohlen, als weil er seinen Nachbar umgebracht hat.

Bey Verbrechen, die den König angehen, wird diesem die Strafe bezahlt; und wenn dieser reich und mächtig ist, so straft er seine Unterthanen scharf genug an ihrem Vermögen. Dieß geschieht aber unter dem Scheine der Gerechtigkeit. Denn der König überläßt die Sache der Entscheidung der Kaboschiren, die seinen Willen wissen, und das Verbrechen so groß als möglich machen, auch den Ausspruch so thun, wie er es haben will.

Kann jemand die Strafe nicht bezahlen, und hat unter den Unterthanen des Königs Verwandte und Freunde, so müssen diese den König befriedigen, oder aus dem Lande bleiben. Wenn sie aber den König bezahlt haben, so können sie wieder nach Hause und zu ihren Gütern kommen. Sie besuchen alsdann ihre Bekannten, bitten sie um Vergebung wegen des Vergangenen, und um Verschweigung desselben.

ben. Die Männer und Frauen thun dieß, jedes bey seinem Geschlechte, um die alte Freundschaft zu erneuern. Daß man die Verwandten eines Verbrechers mit bestraft, das geschieht, um den König von allen Vorbitten und Beschwerungen deshalb, bis nach Bezahlung der Strafe, zu befreyen. Die Verwandten helfen auch daher einander, und jeder giebt einen Beytrag zu der Strafe, sonst würde der Verbrecher mit dem Tode oder der Sclaverey bestraft werden. Auf eben die Art muß auch ein jeder für die Verbrechen seines Sclaven haften, und daher geschicht es oft, daß einer durch die Menge seiner Sclaven, in denen seine Ehre und sein Reichthum besteht, arm gemacht wird.

Das Ansehen der Person wird hier bey den Richtern für gar keine Ungerechtigkeit gehalten. Doch ist das Beste dabey noch, daß man mit den Reichen strenger verfährt als mit den Armen. Sie halten dieß aus zwey Ursachen für billig, weil nämlich einmal die Reichen durch keine Noth zum Betruge (wenn von einem solchen die Rede ist) gedrungen werden: und zweytens, weil sie das Geld eher entbehren können. Denn niemand wird hier über

sein

sein Vermögen gestraft, wofern er nicht durch gehäufte Verbrechen dazu Gelegenheit giebt, da man ihn dann zum Sclaven macht. Daher stellen sich die klugen Schwarzen, so reich sie auch sind, doch allemal arm, damit nicht, wenn sie oder einige ihrer Verwandten in die Hände der Richter fallen, zu strenge mit ihnen verfahren werde.

Die Schulden treiben sie auf folgende Art ein. Der Gläubiger nimmt das erste, was ihm vorkommt, weg, wenn es auch sechsmal mehr werth ist, als er zu fordern hat, und einem ganz Fremden zugehört. Darauf sagt er dem Eigenthümer, er müsse sich wegen der Zahlung an den und den, der ihm schuldig wäre, halten. Niemand kann dieses hindern, und dieser geht darauf sogleich hin, das Geld für seine Sache von dem andern zu fordern, der sie auch, so hoch als es dem andern gefällt, sie zu schätzen, bezahlen muß. Indessen geschieht dieß doch nur bey kleinen Schulden, doch werden viele dadurch reich.

Manche haben die Unverschämtheit, zu jemanden zu gehen, und ihm zu sagen, sein Sohn, Vetter, Sclave rc. hätte ihnen so und so vielen Schaden gethan, wofür sie Genug-

thuung forderten. Dabey drohen sie, sie wollten einen oder den andern ermorden. Richten sie nun diese Drohung ins Werk, wie wohl geschehen ist, so muß jener eben die Strafe geben, als ob er es selbst gethan hätte.

Zu Axim hat man, außer der ordentlichen Verwaltung der Gerechtigkeit, noch eine sehr außerordentliche Art von Gericht unter der Aufsicht der Manseros. Vor diesem werden alle geringe Arten von Verbrechen gerichtet, als Schlagen, Fluchen, Schimpfen, welches häufig vorfällt. Der Beleidigte wendet sich darüber etwa auf folgende Art an die Manseros: Der und der hat mich beleidigt; ich verkaufe oder übergebe ihn euch; straft ihn, wie er es verdienet. Darauf setzen ihn diese aufs sorgfältigste gefangen, und nach einer geringen Untersuchung legen sie ihm eine kleine Geldstrafe auf. Will er solche als ungerecht nicht bezahlen, weil man ihn mit seiner Vertheidigung nicht gehört hat, so gehen sie ohne viele Umstände zu Markte, nehmen auf seine Rechnung so viel Waaren, als die Strafe beträgt, und er muß dafür bezahlen; sie aber verthun das Geld, so bald sie es haben, in Palm- oder Branntweine.

Die

Die Verbrechen, die in diesem Gerichte bestraft werden, sind mancherley und lächerlich. Wenn diese müßigen Richter einen Tag nichts vorzunehmen wissen, um Geld zu vertrinken zu bekommen; so strengen sie ihren Witz an, jemanden in ihre Klauen zu bekommen, der ihnen zu trinken verschafft.

Zwölftes Kapitel.

Von der Art zu fechten, zu kriegen und Frieden zu schließen auf der Goldküste.

Da die Negernationen auf der Goldküste so stolz als arm und geldbegierig sind, so entstehen oft Händel unter ihnen. Der Krieg wird bey solchen Gelegenheiten förmlich angekündigt, und die Könige setzen durch ihre Statthalter einen Tag an, an welchem sich die Unterthanen gewaffnet versammeln. Wenn die Officiere und Edlen beysammen sind; so trägt ihnen der König die Ursachen vor, die er hat, sich zu beklagen, ermahnt sie, den Ruhm ihrer Tapferkeit zu erhalten, verspricht ihnen den Sieg im Namen der Fetische, und versichert sie einer reichen Beute.

Wenn dieses geschehen, und der Krieg also beschlossen ist; so schickt der König einen Tietie oder Herold, den Feinden den Krieg anzukündigen, und benennt zugleich den Platz, den Tag und die Stunde der Schlacht. Mittlerweile rüstet sich jeder Hauptmann mit seinen Sclaven, und das übrige Volk, das ist, alle über zwanzig Jahre, welche die Waffen tragen können, thun eben das, jeder unter seinem Befehlshaber.

Diese Zurüstungen verursachen, daß die Morinni oder Großen nach Hofe, und von da mit ihren Frauen und Familien mit in den Krieg ziehen. Hat der Krieg wichtige Ursachen, und ist bedenklich; so zerstören sie vor ihrem Auszuge ihre Städte und Wohnungen, damit auch der Sieg dem Feinde keinen Vortheil bringe, und ihnen nichts übrig bleibe, sie zur Rückkehr anzureizen. Bey einer geringern Zwistigkeit aber schaffen sie nur ihre Familien in eine neutrale Stadt, und lassen ihre Häuser leer: denn niemand denkt daran, vor dem Ende des Krieges zurück zu kommen.

Die Negerkönige haben allemal in Kriegszeiten eine Leibwache, die sie im Felde und zu Hause begleitet. Die Soldaten derselben machen

chen tausend tolle Stellungen, wenn sie sich auf den Straßen sehen lassen, als ob sie alles vertilgen wollten, was ihnen in den Weg kommt. Gegen den angesetzten Tag machen sie ihr Gewehr zurecht, und malen sich das Gesicht, ingleichen die Brust und den übrigen Leib mit rothen und gelben Streifen, damit sie desto furchtbarer aussehen mögen. Doch vergessen sie dabey nicht, Glaskorallen an ihren „Fetischschnüren, als Verwahrungsmittel vor der Gefahr, umzuhängen. Auch tragen sie ein Halsband, so dick als ein Arm, um Verletzungen von sich abzuhalten. Auf dem Kopfe haben sie einen Helm von Leopards- oder Krokodilshaut, und von eben derselben eine Binde um den Leib, die zwischen den Schenkeln durchgeht. Ihre Blöße bedecken sie mit einem Stückchen Leinewand, und halten alle weite Kleider für hinderlich beym Fechten. Im Gürtel führen sie einen Dolch, in der linken Hand ein langes breites Schild, das ihren ganzen Leib bedeckt, und in der rechten drey oder vier Wurfspieße oder Pfeile, nach ihrem Range. Die geringern Soldaten sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, ihr Köcher dazu ist aus Thierhäuten gemacht, und sie wissen solche sehr geschickt zu

brau-

brauchen. Die Sclaven schlagen die Trommeln, und haben hölzerne oder elfenbeinerne Pfeifen, mit denen sie zur Schlacht blasen.

Die Gemeinen tragen ihre Säbel an der linken Hüfte, in einem um den Leib gegürteten Wehrgehenke, oder in den Binden, die sie um den Leib haben, und zwischen den Beinen durchstecken, damit sie schneller laufen können. Noch sind sie mit einem Gehenke umgürtet, worin etwa zwanzig Bandeliere stecken. Die Kappe auf ihrem Kopfe ist mit einer rothen Muschel, und hinten mit einem Busche von Pferdeharen gezieret, wobey sie noch eine elfenbeinene Kette, oder etwas dergleichen, um den Kopf zu binden pflegen.

Die Edlen haben die obersten Stellen beym Kriegsheere. Sie tragen ihre Säbel vor sich, und ihre Sclaven gehen mit Bogen, Pfeilen und Dolchen bewaffnet neben und hinter ihnen her.

Sie haben auch Gewehre, die sie von den Europäern bekommen, und mit denen sie sehr gut umzugehen wissen.

Ihre Schwerdte sind wie Hackemesser gestaltet, am Ende zwey bis drey Hände, am Griffe aber nur eine Hand breit, drey bis vier Span-

Spannen lang, und an der Spitze gekrümmt. Diese Säbel sind sehr stark, aber meistens sehr stumpf, so daß verschiedene Hiebe erfordert werden, um einen Kopf abzuhauen. Sie haben einen hölzernen Griff, der auf einer oder beyden Seiten mit kleinen Knoten geziert, und mit einer Art von Haut überzogen ist. Die lederne Scheide ist auf einer Seite fast offen, und zur Zierrath hängt ein Tiegerkopf oder eine rothe Muschel daran.

Ferner haben sie Dolche mit zwey Schneiden. Diese sind eine Elle lang und vier Finger breit, mit hölzernen Griffen, die mit Golde oder der Haut eines Fisches, die sie höher als Gold schätzen, überzogen sind. Diejenigen, die diese nicht kaufen können, versorgen sich mit einer Art von Axt, die nur auf einer Seite scharf, und oben schmal wie ein Schwerdt ist. Die Griffe daran zieren sie mit Tieger- oder Affenköpfen.

Die Assagayen oder Wurfspieße sind von zweyerley Art. Die kleinen sind etwa anderthalb Ellen lang, sehr dünne, und werden wie Pfeile geworfen. Die andern sind noch einmal so lang und stark, oben mit Eisen beschlagen, und in allerley Gestalten. Sie ha-

ben allemal jemanden zur Begleitung, der ihnen diese nachträgt.

Ihre andern Waffen sind Bogen und Pfeile, die aber von den Schwarzen an der Küste, nur die von Aquambo ausgenommen, nicht sehr gebraucht werden. Diese aber sind damit so geübt, daß sie ihre kleinen zarten Pfeile auf der Hasenjagd, in welchen Theil des Hasens man es verlangt, schießen. Sie sind gefiedert, und haben kleine Spitzen. Die Negern von Awine vergiften solche ordentlich, auf der Küste aber thun sie das nicht, ja da weiß man nicht einmal, was Gift ist. Diese Bogen und Pfeile sind von hartem und dichtem Holze, und die Sehnen von Baste gemacht. Das Gefieder der Pfeile besteht aus artig durch einander gewebten Hundsharen, das bis an die Hälfte geht, und die eisernen Spitzen werden, wenn sie in den Krieg ziehen, geschärft.

Die Schilde wissen sie sehr geschickt zu führen. Sie halten sie in der linken, und den Säbel in der rechten Hand. Sie schwingen beyde, und bringen den Körper in seltsame Stellungen, wissen sich aber dabey so geschickt zu bedecken, daß man ihnen unmöglich beykommen kann. Diese Schilde, die etwa vier

bis fünf Fuß lang und drey breit sind, werden aus Weiden gemacht, und einige sind mit Golde, Leder, Tiegerhäuten und dergleichen bedeckt. Manche haben auch an den Ecken und in der Mitte dünne Kupferplatten, um die Pfeile und schwachen Wurfspieße, auch wohl Säbel, abzuhalten; aber Musketenschüsse halten sie nicht aus.

Einige wenige Negern haben Kanonen, die sie aber nicht zu brauchen wissen, und die ihnen daher meistens nur zur Begrüßung dienen.

Mit ihren Trommeln, Hörnern oder Trompeten und Flöten machen sie in der Schlacht einen gewaltigen Lärmen. Zu Friedenszeiten stehen die Trommeln ordentlich vor des Königs Palaste, oder vor den Häusern der Statthalter und Großen, als die allein dergleichen haben dürfen. Manche sind über zwanzig Fuß lang, und werden gewöhnlich nur an Festtagen gebraucht.

Die Negern haben weder Zelte noch Geräthe, sondern liegen unter freyem Himmel. Diejenigen, die schon in andern Schlachten Feinde erlegt haben, erscheinen in den vordersten Gliedern mit Helmen, die zum Theil aus den Hirnschädeln derselben verfertigt sind. Dieseni-

jenigen, die Feuergewehr haben, werden in das erste Glied gestellt: denn sie haben nie mehr als zwey Glieder. Sie richten sich nach der Beschaffenheit des Erdreichs, und fechten alle zugleich; so daß sie sich niemals wieder setzen können, wenn sie einmal in Unordnung gerathen sind, sondern fliehen müssen, oder niedergemacht werden. Sie schlagen sehr unordentlich, ohne die geringsten Regeln. Jeder Befehlshaber hat seine Leute auf einen Haufen beysammen, in deren Mitte er sich ordentlich befindet, und so fällt ein Haufe den andern an. Wenn die Befehlshaber sehen, daß ihre Mitbrüder zurück getrieben werden, so suchen sie oft ihre Sicherheit ebenfalls in der Flucht, und das oft ehe sie einen Anfall ausgehalten, oder einen Streich gethan haben. Ihre Freunde, die sie im Gefechte verlassen, folgen ihnen sicherlich nach, wenn ihnen im geringsten hart zugesetzt wird; es wäre denn, daß sie sich so tief unter den Feinden befänden, daß sie nicht durchkommen könnten, da sie denn wider ihren Willen sich den Ruhm guter Soldaten erwerben.

Sie stehen nicht aufrecht beym Fechten, sondern laufen gebückt und aufmerksam, so daß die Kugeln über ihren Köpfen fliegen. Andre

krie-

chen bis ganz zu dem Feinde, ehe sie feuern, worauf sie in der größten Geschwindigkeit wieder zu ihrem Heere zurück laufen, um wieder zu laden. Kurz, ihre lächerlichen Stellungen, ihr Hüpfen, Kriechen und Schreyen macht, daß ihr Gefecht mehr wie ein Balgen der Affen, als eine Schlacht, aussieht.

Wenn ihre Kriegsheere einander ins Gesicht bekommen, so fangen sie entsetzlich an zu schreyen, worauf sie ihre Spieße werfen, die der Feind zwar mit den Schilden abhält, aber die Pfeile fallen dicht auf die nackenden Körper, und richten besonders unter denen, die keine Schilde haben, eine gewaltige Niederlage an. Das Geschrey der Angreifenden, nebst dem Schalle der Trommeln und Trompeten, belebt das Gefecht. Sie ziehen ihre Säbel und Messer, und dann wird aus dem Gefechte ein Niedermetzeln, wozu sie von den Weibern und Kindern, die dem Heere nachfolgen, angefrischt werden.

Was sich sicher und in guter Ordnung zurückziehen heißt, davon haben die Schwarzen gar keinen Begriff. Das Metzeln hört nur durch die völlige Niederlage eines von beyden Theilen auf, da sie denn suchen so viele Ge-

fangene, als möglich, zu machen, welches der Hauptzweck aller ihrer Kriege ist. Einige, besonders die innländischen Negern, sind so dumm, daß sie sich zu solchen Gelegenheiten so schön, als sie können, anputzen, und oft mit Zierrathen von Golde und Conte de Terra so überladen sind, daß sie kaum gehen können.

Die gemeinen Gefangenen, die ihr Lösegeld nicht aufbringen können, werden nach Gefallen als Sclaven behalten, oder verkauft. Nimmt man einen angesehenen Mann gefangen, so wird er wohl verwahrt, und muß sich theuer loskaufen. Trifft dieß Unglück aber den, der den Krieg verursacht hat; so lassen sie ihn nicht leicht sich loskaufen, wenn er auch so viel Gold, als er schwer ist, geben wollte, damit er künftig nicht abermals etwas gegen sie unternehme.

Der mächtigste Schwarze ist vor der Sclaverey nicht sicher. Denn wagt er sich je in den Krieg, so kann er leicht darein gerathen, und muß, bis seine Auslösung völlig bezahlt ist, darin bleiben. Diese wird aber oft so hoch angesetzt, daß er mit seinen Freunden und allen, die ihm gefällig seyn wollen, nicht genug dazu hat, da er denn in der verachtetesten Sclaverey bey den niedrigsten Diensten bleiben muß.

muß. Manche sind so grausam, wenn sie sich in der Hoffnung, ein hohes Lösegeld zu bekommen, betrogen finden, daß sie den Gefangenen auf eine unmenschliche Art hinrichten.

Die Könige betrifft das Schicksal der Gefangenschaft selten, weil ihre Unterthanen sie bis auf den letzten Mann vertheidigen, und wenn sie bleiben, sich sogar in Gefahr begeben, um ihren Leichnam wegzuschaffen. Sollten sie aber gefangen werden, so bringen sie sich lieber selbst um, als daß sie in Sclavengestalt vor dem Sieger erscheinen. Ein gefangener König wird auch als todt angesehen. Alle seine Schätze werden ihn nicht loskaufen, daß er nicht hingerichtet, oder an die Europäer verkauft wird. Ein Reisender versichert, daß gar keine Gefangenen losgekauft würden, sondern alle Sclaven blieben.

Sind die Besiegten unversöhnliche Feinde der Sieger, so geht man grausam mit ihnen um. Den Erschlagenen werden die Köpfe abgehauen, und wenn man Lebendige bekommt, so werden ihnen die untern Kinnbacken abgerissen oder abgeschnitten, und so müssen sie elendiglich verderben. Andre sind so grausam, daß sie schwangern Frauen die Bäuche aufschnei-

den, das Kind herausreißen, und der Mutter um den Kopf schlägen.

Die Völkerschaften von Quaso und Akkanez sind so unversöhnliche Feinde, daß ihre Schlachten mehr Niedermetzelungen sind. Sie geben auf keiner Seite Quartier, sondern fressen das Fleisch ihrer Feinde, und zieren ihre Trommeln oder Hausthüren mit den Kinnbacken und Hirnschädeln derselben.

Ueberhaupt sind die Negern auf der Goldküste so grausam, daß, wenn ihnen der Geiz nicht riethe, Gefangene zu machen, um sie zu verkaufen, sie gar kein Quartier geben würden. Ihre Wuth ist manchmal so weit gegangen, daß sie die Leichname ihrer Feinde auf dem Schlachtfelde gefressen, und das Fleisch auf Kohlen gebraten haben. Ein Mann, dessen Thür wohl mit Hirnschädeln bepflanzt, und der einen oder zwey Helme davon hat, darf nur noch für die Kosten seiner Aufnahme sorgen, so wird er gewiß zum Edelmanne gemacht.

Sie führen nicht allemal in freyem Felde Krieg. Oft überfallen sie des Feindes Städte unvermuthet, brennen solche ab, und vertreiben die Einwohner. Sie sind auch im Ueberfallen eines Feindes durch hinterlistige Nach-

stellun-

stellungen ungemein erfahren. Mit viertausend Mann kann hier eine Völkerschaft die andre in freyem Felde bekriegen, wenn sie angreifen will: aber zur Vertheidigung wird mehr erfordert. Was sie ein Heer nennen, übersteigt manchmal nicht zweytausend, woraus man die Macht der Länder an der See schliessen kann, Fantin und Aquambo ausgenommen. Das erste kann fünf und zwanzig tausend Mann, und das letzte noch mehr stellen. Aber so viel bringen fünf bis sechs Monarchien bey Axim nicht zusammen. Sowohl dieserwegen, als wegen ihrer Feigheit, bleiben wenig Leute in den Schlachten, und es muß heiß hergegangen seyn, wenn es ihrer tausend das Leben gekostet hat. Denn sobald sie einen neben sich fallen sehen, laufen sie, so geschwind sie können, davon.

Die Negern bekriegen einander hier häufig aus Stolze, Begierde nach Beute, oder um ihren Nachbarn beyzustehen. Aber meistens entstehen ihre Kriege aus Schulden und Streitigkeiten einiger Vornehmen. Der sicherste Friede unter ihnen wird oft auf folgende Art gebrochen. Ein Vornehmer in einem Lande hat in einem andern einen Schuldner, und

kann seine Bezahlung nicht, so bald er es will, erhalten. Darauf läßt er so viele Waaren, freye Leute und Sclaven in dem andern Lande wegnehmen, als für seine Schuld hinreichend sind. Die Leute, die er so weggenommen hat, schlägt er in Fesseln, und wenn sie nicht ausgelöset werden; so verkauft er sie. Ist sein Schuldner ein ehrlicher Mann, und die Schuld richtig, so sucht er gleich durch Bezahlung derselben seine Landsleute zu befreyen: oder wenn ihre Verwandten mächtig genug sind, so zwingen sie den Gläubiger, sie loszulassen. Wenn aber die Schuld noch nicht ausgemacht ist, und der Schuldner keine Lust zu bezahlen hat, so stellet er bey seinen Landsleuten den Gläubiger gewiß als einen ungerechten Mann vor, der ihm das größte Unrecht thut. Kann er sich damit Glauben erwerben; so sucht er Repressalien zu gebrauchen, und daraus entsteht denn die Folge, daß beyde Länder das Gewehr ergreifen, und alle Gelegenheit suchen, einander zu schaden. Erstlich suchen sie die Kaboschiren auf ihre Seite zu bringen, weil diesen allezeit Leute zu Gebote stehen, nachher die Soldaten. So entsteht aus einer Kleinigkeit Krieg zwischen zwey Ländern, die zuvor Freunde waren,

ren, und dieser dauert bis eines völlig besiegt, oder wenn die Macht auf beyden Seiten gleich ist, bis die Vornehmen von den Soldaten genöthigt werden, Frieden zu machen. Dieß geschieht oft, besonders zur Saatzeit, da alle Krieger nach Hause gehen, und das Feld bestellen. Denn da sie keinen Sold bekommen, so werden sie es bald überdrüßig, besonders wenn sie keinen Vortheil an Beute haben.

Wenn die Statthalter eines Landes mit einem andern zu kriegen geneigt sind, z. E. weil sie reicher werden, oder mehr Pracht haben wollen, so wird eine Versammlung von Kriegsleuten und Manseros berufen. Die letztern lassen sich durch Hoffnung der Beute leicht von den Kaboschiren bereden, und die Stimmen sind nicht so bald eins; so macht sich jeder fertig, und fällt in das feindliche Land, ohne die geringste Kriegsankündigung, ein. Ist die beleidigte Völkerschaft selbst nicht mächtig genug, so miethet sie eine andre, diese Treulosigkeit zu rächen, und das kostet hier noch nicht zweytausend Pfund Sterling, welches der höchste Preis für eine Hülfsarmee ist. Aber die Hülfsvölker sind auch darnach, und Plündern ist ihre vornehmste Absicht. Ihr Sold

sollte unter die Kaboschiren und Manseros vertheilt werden; aber die erstern sind für die letztern zu listig, und geben dem Manne nicht über fünf (englische) Schillinge, oder gar nur halb so viel.

Die Beute sollte zwar besonders zur Bestreitung der Kriegsunkosten angewandt, und nur das übrige getheilt werden; aber jeder nimmt, ohne Absicht auf das gemeine Beste, was er bekommen kann. Ist aber keine Beute zu machen; so begeben sich die Manseros wieder nach Hause: denn sie sind nicht genöthigt, länger zu bleiben, als es ihnen gefällt. Zwar steht jeder unter seinem Hauptmanne, aber dieser hat eigentlich über niemand, als über seine Sclaven zu befehlen. Ein freyer Neger gehorcht ihm nicht, und wird selbst seinem Könige nicht gehorchen, wenn dieser ihn nicht zwingen kann. Will ihr Führer zuerst auf den Feind losgehen; so mag er es thun, er wird aber nicht viel Nachfolger haben.

Ihre Kriege dauern selten über einen Feldzug, und dieser ordentlich nicht über drey oder vier Tage. Kriege zwischen zwey Königen aber, die ihre Unterthanen völlig zu Gebote haben, dauern lange und oft verschiedene Jahre,

re, oder bis der völlige Untergang einer Parthey den Streit endigt. Oft liegen sie ein ganzes Jahr wider einander im Felde, ohne etwas zu unternehmen, als etliche wenige Scharmützel, und gegen die Regenzeit kehrt jeder Theil ungestört nach Hause. Dies rührt vornehmlich von ihren Priestern her, ohne deren Beyfall sie nicht leicht eine Schlacht wagen, und diese überreden sie, ihre Götter hätten sich noch nicht günstig erklärt: wenn sie sich aber ohne deren Einwilligung schlugen, so drohete ihnen ein übler Ausgang. Wenn aber diese Betrüger merken, daß ihr Heer stärker ist, als das feindliche, und die Soldaten zum Fechten Lust haben, so rathen sie allezeit dazu, aber doch mit der Vorsicht, daß sie allemal, auch wenn es übel abläuft, mit Ehren bestehen können. Sie sagen z. B., die Soldaten oder Befehlshaber hätten dieses oder jenes Unrecht gethan, und dafür würde das ganze Heer gestraft.

Wenn ihre Kriege vorbey sind, und sie zum Friedensschlusse kommen, so schwören beyde Könige, den Frieden unverbrüchlich zu halten, und geben beyde einander aus den Vornehmsten Geissel. Diese werden zuerst schön gemalt und angeputzt, und darauf von des Königs

Leibwache auf den Schultern zu dessen Residenz, bey dem sie bleiben sollen, getragen. Dieser geht mit ihnen sehr wohl um, läßt sie aber, um ihre Flucht zu verhüten, scharf bewachen.

Ein Reisender erzählt, auf welche Art zwischen dem Herrn von Abrambo und dem Kaiser von Axim ein Friede geschlossen worden. Als sie endlich eines Krieges überdrüßig waren, so gaben sie den Vermittelungen der Europäer Gehör, und setzten einen Tag und Ort zur Bestätigung des Friedens an. Der Ort war eine große Ebene an der Gränze beyder Partheyen. Jeder Theil kam wie zur Schlacht bewaffnet, und brachte seine Fetische mit. Die Priester ließen die Oberhäupter schwören, daß sie alle Feindseligkeiten aufheben, das Vergangene vergessen, und einander Geißeln geben wollten. Von der Auswechselung der Gefangenen wissen sie nichts. Sobald diese Eide abgelegt waren, erschallten die Trommeln und Trompeten. Die Leute legten beyderseits ihr Gewehr nieder, giengen und umarmten einander. Der Tag ward mit Singen und Tanzen verbracht, und die Handlung wieder hergestellt, als ob kein Zwist gewesen wäre. Bey außerordentlichen Gelegenheiten geben sich die Könige auch wohl selbst zu Geißeln.

Achter

Achter Abschnitt.

Bewohner der Sclavenküste.

Erstes Kapitel.

Von den Whidahschwarzen, oder den Einwohnern des Königreichs Whidah.

I. Ihre Person, Charakter, Kleidung und Lebensart.

Die Leute von Whidah, beyderley Geschlechts, sind gemeiniglich lang, stark, und von guten Gliedmaßen. Sie haben keine so glänzende Schwärze, als die an der Goldküste, und noch weniger als die an der Sanaga und Gambra; aber sie sind weit fleißiger und arbeitsamer. Dem ohnerachtet sind sie sehr unwissend. Sie machen keinen Unterschied der Zeiten, haben keine Feste noch Abtheilung der Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre; sondern Sie rechnen ihre Sat-

Satzeit nach den Monden, und wissen sehr gut, daß alle drey Tage ein großer Markttag ist.

Sie rechnen alles im Kopfe, und sind darin so fertig, als die Europäer mit Feder und Dinte, wenn gleich die Summe auf etliche Tausende steigt. Dieß macht den Handel mit ihnen sehr leicht. Aber der Klügste unter ihnen weiß sein eignes Alter nicht. Wenn man sie nach dem Alter eines Kindes fragt, so antworten sie: es ward gebohren, als der und der Director aus Frankreich kam, oder weggieng. Fragt man, zu welcher Zeit im Jahre; so sagen sie: zur Satzeit, oder in der Erndte.

Bey aller dieser Unwissenheit sind indeß diese Schwarzen höflicher und gesitteter, als viele andre Nationen. Sie übertreffen an guten und schlimmen Eigenschaften viele andere Schwarze. Den Holländern begegnen sie insgesammt auf die höflichste, verbindlichste und einnehmendste Art. Anstatt sie beständig um Geschenke zu plagen, wie alle andere Schwarze thun, verlangen sie nichts, als einen Morgentrunk. Sie geben lieber, als daß sie nehmen; sind beym Handel mit einiger Erkenntlichkeit für ihre Dienste zufrieden; in

ihre

ihre alten Gewohnheiten und Meynungen aber hartnäckig verliebt.

Gegen einander sind sie so höflich, und gegen die Obern so ehrerbietig, daß, wenn sie einander besuchen, oder auch nur von ohngefähr antreffen, sie sogleich auf die Knie fallen, und dreymal die Erde küssen. Sie klopfen dabey in die Hände, und wünschen dem andern einen guten Tag oder einen guten Abend. Der Obere beantwortet solches schlechthin, ohne seine Stellung zu verändern, klopft sanft in die Hände, und wünscht dem andern einen guten Tag. Diese ganze Zeit über bleibt der Niedre auf der Erde sitzen oder liegen, bis der andre weggeht oder sagt, daß es genug sey; es wäre denn, daß ihn seine Geschäfte abriefen. In diesem Falle bittet er erst um Erlaubniß, darauf begiebt er sich auf der Erde kriechend zurück, weil es ein großes Verbrechen seyn würde, wenn man vor seinem Obern auf einem Stule oder einer Bank säße.

Eben dergleichen Ehrerbietung wird von dem jüngern Bruder dem ältern, von den Kindern dem Vater, und von den Frauen ihren Männern erwiesen. Keiner von ihnen wird von seinem Obern, Bruder, Vater oder Man-

ne etwas anders, als auf den Knien und mit beyden Händen annehmen, oder ihm überreichen, welches letztere ein Zeichen einer größern Unterthänigkeit ist. Wenn sie mit einer von den genannten Personen reden; so halten sie stets die Hand vor dem Munde, damit ihnen ihr Athem nicht beschwerlich seyn möge.

Begegnen zwo Personen von gleichem Stande einander, so fallen sie beyde auf die Knie, schlagen die Hände zusammen, und grüßen einander, indem sie sich einen guten Tag wünschen. Diese Cärimonien werden auch eben so von den Begleitern und Bedienten auf beyden Seiten beobachtet.

Nießt eine vornehme Person in ihrer Gegenwart, so fallen sie alle auf die Knie, und wünschen ihm, nachdem sie die Erde geküßt, und in die Hände geklopft haben, alles Glück und Heil. Empfängt jemand ein Geschenk von seinem Obern, so klopft er in die Hände, und bedankt sich, indem er die Erde sehr demüthig küsset.

Diese Cärimonien müssen sorgfältig wiederholt werden, so oft sie einander antreffen, und wäre es auch zwanzigmal des Tages. Die Gewohnheit erlaubt nicht, das geringste davon

von wegzulassen: die Verabsäumung derselben aber wird mit einer Geldbuße oder auf andre Art bestraft.

Besucht einer jemanden, der über ihn ist, so läßt er ihm solches allezeit vorher melden, und um Gehör bitten, überläßt ihm auch, die Zeit zu bestimmen. Wenn er solches erlangt hat; so geht er, in Begleitung aller seiner Hausgenossen, mit musikalischen Instrumenten aus, wenn ihm sein Stand erlaubt, diese zu haben. Alle diese gehen langsam und in guter Ordnung vor ihm her, und er selbst beschließt den Zug, da er in einer Hamacke, einer Art von Hangmatte getragen wird. Einige Schritte von dem Hause der Person, die er besuchen will, steigt er ab, und geht bis an die erste Thür, wo er die Bedienten des Herrn vom Hause findet. Er läßt darauf die Musik aufhören, und wirft sich mit seinem ganzen Gefolge zur Erde. Die Hausgenossen, die ihn zu empfangen kommen, thun eben das, und nach vielen Cärimonien, wer zuerst aufstehen soll, geht er in den ersten Hof, wo er seine Bedienten läßt, und nur wenige von seinen vornehmsten Begleitern mit sich nimmt.

Die Bedienten des Hauses führen ihn darauf in den Audienzsal, wo er den Herrn selbst findet, der nicht die geringste Bewegung macht. Der Besuchende kniet darauf nieder, klopft in die Hände, küsset die Erde, und wünschet seinem Obern Heil und langes Leben. Diese Cärimonie wiederholt er dreymal. Der andre befiehlt ihm darauf, ohne sich zu bewegen, aufzustehen, und läßt ihn gegen sich über in einen Lehnstul oder auf eine Matte niedersetzen, so wie er selbst sitzt. Er fängt darauf die Unterredung an, und wenn er denkt, sie habe lange genug gewährt, so giebt er seinen Leuten ein Zeichen, Getränke zu bringen, und reicht solches seinem Gaste. Dieß ist für diesen das Zeichen, sich zurück zu begeben. Die Bedienten begleiten ihn bis an die Thür, und bitten ihn, sich in seinen Hamack zu begeben. Er aber lehnt das ab, bis beyde Gesellschaften von neuem niedergefallen sind. Darauf thut er es, seine Instrumente fangen an zu spielen, und er geht in eben der Ordnung zurück, als er gekommen ist.

Die Whidahschwarzen sind, wie in der Höflichkeit, so auch im Fleiße, von andern Schwarzen unterschieden. Denn da Faulheit und

Müs-

Müßiggang das Hauptlaster der Schwarzen an der Goldküste ist, so setzen hier beyde Geschlechter ihre Arbeit ohne Aufhören fort, und suchen beständig etwas zu thun zu haben, um Geld zu erwerben. Außer dem Ackerbau, wovon der König und einige wenige Vornehme allein ausgenommen sind, spinnen sie Baumwolle, weben schöne Zeuge, machen Kalabaschen (Kürbisflaschen), hölzernes Hausgeräthe, Wurfspieße, Schmiedearbeit und viele andre Sachen, wovon einige weit vollkommner als auf der Goldküste, andre aber daselbst ganz unbekannt sind.

Indessen daß die Männer so fleißig sind, gehen die Frauen nicht müßig. Sie brauen oder kochen Bier, richten Eßwaaren zu, die sie nebst den Waren ihres Ehemannes auf den Markt zu verkaufen führen, und ein jeder bemüht sich den andern zu übertreffen. Daher leben sie auch alle sehr prächtig, essen das Beste, was sie bekommen können, und es geht ihnen nicht so wie den Schwarzen auf der Goldküste, die an keinen guten Bissen denken dürfen, wenn er theuer ist.

Die Frauen beschäftigen sich auch mit Verfertigung der Whidahzeuge, der Körbe, Mat-

ten, säen und pflanzen Korn, Ignames, Potatos, und dergleichen. Das Whidahzeug ist ohngefähr zwey Stäbe lang, und ein Viertel eines Stabes breit, und drey solche Stücke sind gemeiniglich zusammen gefügt. Es ist von verschiedenen Farben, meistens aber weiß und blau. Um diese Zeuge, besonders die blauen Streifen, zu machen, fasen sie die meisten Soyen und Perpetuanas aus, die ihnen die Engländer verkaufen.

Die Mannspersonen arbeiten für einen kleinen Lohn, man muß ihnen solchen aber voraus bezahlen. Sie laufen mit einer Last von hundert Pfunden auf ihrem Kopfe in einer Art von beständigem Trabe so schnell, daß ihnen die Holländer nicht gleich gehen können, wenn sie gleich gar nichts zu tragen haben.

Diejenigen, welche hier sehr reich sind, treiben außer der Wirthschaft, wozu ihre Frauen und Sclaven gebraucht werden, einen sehr ansehnlichen Handel mit Sclaven und allen Arten von Waren.

Wenn aber die Whidahschwarzen andre Negern an Höflichkeit und Arbeitsamkeit übertreffen, so übertreffen sie solche auch in der Dieberey. Wenige angesehene Männer unter ihnen

nen ausgenommen, sind sie alle Diebe, und in dieser Handthierung so erfahren, daß sie sie besser, als die geschicktesten europäischen Beutelschneider verstehen. Wenn man auch einen Wächter mit hundert Augen hätte, so würde man die Leute, welche die Waren der Europäer vom Ufer nach des Königs Stadt führen, nicht verhindern, daß sie sie unterweges nicht bestöhlen. Ertappt man sie auf der That, so sind sie dreist genug zu fragen: ob man sich wohl einbilden könne, daß sie um einen so geringen Lohn, ohne die Freyheit zu stehlen, arbeiten würden? Beklagt man sich deshalb beym Könige, so kann man nicht die geringste Gerechtigkeit noch einige Ersetzung erhalten. Denn ob er gleich befiehlt, den Verbrecher aufzusuchen und zu bestrafen, so darf doch niemand sich nach ihm erkundigen.

Die Kleidung des Königs und der Großen ist fast einerley. Sie besteht aus einem Stücke weißer Leinewand, drey Stäbe lang, die sie um ihre Hüften schlagen, und bis zu den Füßen, wie einen Frauenzimmerrock, hinunter fallen lassen. Ueber dieses legen sie ein Stück Seidenzeug von eben der Größe, welches eben so herabfällt, und darüber noch ein andres

seidnes Zeug oder Brocad, welches reicher als das vorige, und sechs oder sieben Stäbe lang ist. Dieß ziehen sie mit den beyden Zipfeln quer über die Lenden, und wickeln den einen davon in einer Rolle an der rechten Hüfte auf, den andern aber lassen sie auf die Erde fallen, so daß er eine lange Schleppe macht. Sie tragen Armbänder und Halsbänder von Perlen, Gold, Korallen und andern Kleinodien, nebst goldenen Ketten. Das gemeine Volk geht meistens nackend, ausgenommen, daß es ein Stück baumwollen Zeug, oder eine grobe Pagne aus Matten, von der Größe einer Serviette, um die Hüften bindet.

Die vornehmen Frauen tragen mitten um ihren Leib fünf oder sechs Stück Pagnes, eins über dem andern; aber so daß das oberste allezeit etwas kürzer ist als das untere. Die Frauen des Königes und der Großen gehen, wie die andern, bis auf die Hüften nackend, um welche sie zwey oder drey Pagnes von Seide oder Baumwolle tragen, wovon der längste bis auf die Knöchel geht, der andre aber etwas kürzer ist. Alle diese Pagnes sind sehr weit, und machen eine Art von Wulst um die Lenden, welches ihrem obern Theile das Ansehn

sehn eines Reifrocks giebt. Sie tragen auch Ketten oder Ringe um ihre Knöchel, und einige Reihen Hals- und Armbänder. Auf dem Kopfe tragen sie einen dünnen Korb von Rohre, artig geflochten und gemalt. Ihre Hare machen sie schön und künstlich zurecht, und schmücken die Locken mit güldenen Spangen und Korallen.

Alle Negern durchs ganze Land enthalten sich sehr des Fleisches. Sie haben nur sehr wenig zahme Thiere, als Ziegen, Schafe, Kühe u. s. w. Indianisch Korn, Reiß, Bananas, Plantanen, Palmnüsse, Fichtenäpfel, und dann und wann ein kleiner stinkender Fisch oder Vogel ist ihre vornehmste Speise. Sie haben keinen Fleischmarkt von irgend einer Art. Zu Whidah giebt es vor allen Orten an der Küste am meisten Lebensmittel, das Vieh ist aber nicht sonderlich groß. Das Hundefleisch lieben die Negern sehr, machen sie daher fett, und bringen sie ordentlich zu Markte.

Das Brodt wird von indianischem und guineischem Korne gemacht, welches zwischen zwey Steinen gerieben wird, die sie den Kankistein und Reiber nennen. Zuerst legen sie diesen Kankistein, der glatt und breit ist, abhängig

in einen Rahmen. Sodann legen sie dreyßig oder vierzig Körner indianisch Korn darauf, nachdem dieß zuvor eine Zeitlang in Wasser geweicht ist, zerknirschen es mit dem Reiber, der so dick ist, daß man ihn in der Hand halten kann, und reiben es so lange damit, bis es Mehl wird, fast eben so, wie die Maler die Farben reiben. Dabey sprengen sie oft Wasser darauf, um es anzufeuchten. Aus diesem mit Wasser vermengten Mehle machen sie Klümpe, die sie in einem irdenen Topfe kochen, oder über dem Feuer backen. Dieß nennen sie Kanki, und es ist nebst einem wenig Palmöle, einem Kalabasch voll Pito (ihr Bier) und ein wenig Ignames oder Potatos die Speise der meisten Menschen daselbst.

II. Von ihren Heirathen.

Wenn die Schwarzen an der Goldküste mit einer, zweyen oder dreyen Frauen, und die angesehensten Männer mit acht, zehn oder zwölfen zufrieden sind; so haben sie hier vierzig oder funfzig, und ihr vornehmster Hauptmann drey oder vierhundert, einige auch wohl tausend, und der König auf vier oder fünf tausend.

fend. Dieß wird von verschiedenen Reisenden versichert.

Es giebt wenig Länder, wo die Verheirathungen weniger kosten, oder mit wenigern Cärimonien begleitet sind, als hier. Da ist weder Ehestiftung noch Eingebrachtes, noch Ausgemachtes, noch Geschenke auf beyden Seiten. Die Negern an der westlichen Küste von Afrika kaufen ihre Frauen um einen guten Preis in Vieh oder Gütern, und wenn sie finden, daß solche nicht mehr Jungfern sind, so können sie dieselben zurück schicken, und bekommen dasjenige wieder, was sie dafür gegeben haben. Zu Whidah aber geht nichts dergleichen vor. Weil die Frauen hier nicht sehr fruchtbar sind; so wird ein Mädchen, welche Proben von ihrer Fähigkeit in diesem Stücke gezeiget hat, immer einer andern vorgezogen. Die Eltern aber erhalten von diesem Handel keinen Vortheil, sondern die Heirathen geschehn zu Whidah auf diese Art.

Wenn ein Mann eine Neigung zu einem Mädchen hat, so geht er ohne Cärimonie zu ihrem Vater, und spricht ihn darum an. Dieser versagt selten seine Einwilligung, wenn seine Tochter heirathen kann. Ihre Eltern führen

ren sie sodann nach ihres Ehemannes Hause, der, sobald sie hinein tritt, ihr eine neue Pagne schenket, die gemeiniglich die erste ist, welche sie anlegt. Denn sie bringt weiter nichts als ihre Person mit, und wenn sie etwas erworben hat; so läßt sie solches zurück. Der Ehemann schlachtet ein Schaf, verzehrt es mit ihren Eltern, und schickt ihr ein Stück davon: denn die Gewohnheit erlaubt es hier nicht, daß sie mit ihrem Bräutigam speiset. Haben jene ein paar Bouteillen Branntewein mit einander getrunken; so gehen die Eltern zurück, und lassen die Tochter bey ihrem neuen Manne.

Wenn das Mädchen, um welches einer freiet, noch nicht in dem Alter ist, daß es kann verheirathet werden, so läßt sie der künftige Mann so lange bey ihren Eltern, ohne ihr etwas dafür zu geben. Diese Verbindung hindert aber auch nicht, sie an einen andern zu geben, wenn sich indessen eine bessere Parthie findet.

Es ist etwas kluges bey diesem Volke, daß die Ausgaben bey den Verheirathungen so klein sind: denn sonst müßten die Großen anstatt der drey oder vierhundert Frauen, die sie haben, mit wenigern zufrieden seyn. Die große Anzahl

zahl derselben fällt auch sonst dem Manne nicht zur Last, wenn sie nur keine Betas, das ist, Priesterinnen der Schlange sind.

Hat ein Sclave Lust, ein Mädchen zu heirathen, die eines andern Sclavin ist, so spricht er ihren Herrn um sie an, ohne sich deshalb an ihre Eltern zu wenden. Die Söhne aus einer solchen Ehe gehören dem Herrn der Frau, die Töchter aber dem Herrn des Mannes zu.

Die Männer sind hier ungemein eifersüchtig auf ihre Frauen, und des Königs seinen erzeigt man große Ehrerbietung. Man darf sie bey schwerer Strafe nicht ansehen oder berühren. Den Frauen der Großen begegnet man nach Verhältniß eben so ehrerbietig. Wenn einer von dem Volke in eines Großen Haus kommt, so bedient er sich des Wortes Ago, um die Frau zu warnen, daß sie sich nicht vor ihm sehen lasse. Ob nun gleich die Strafe bey diesen nicht so groß ist, als bey den Frauen des Königs; so hat ein Großer doch das Recht, einen Menschen zu prügeln, der diese Warnung unterläßt. Trifft er aber eine von den Frauen eines Großen an, und berührt sie, und dieser verklagt ihn deshalb bey dem Könige, so wird er scharf bestraft.

Alles, was die Männer durch ihren Handel mit den Sclaven oder durch ihren Fleiß gewinnen, wird an Kleider für sie und ihre Familie angewandt. Dieß ist ihre einzige Sorge, für alles andre sorgen die Frauen. Diese haben daher genug zu thun, und es ist schwer zu begreifen, wie sie solche beständige Arbeit aushalten können.

Kurz, der Zustand der Frauen ist hier nicht viel besser, als der Sclaven ihrer. Sie müssen allein für ihre Männer das Feld bauen, des Königs Frauen selbst nicht ausgenommen. Doch werden die Schönsten zu Hause behalten, wo sie aber auch arbeiten müssen. Außerdem ist ihr Geschäfte, ihre Männer zu bedienen, und ihnen aufzuwarten. Kein reicher Neger wird einen Menschen in seiner Frauen Häuser gehen lassen. Was am ärgsten ist, so werden die Frauen, bey dem geringsten Verdachte einer Untreue, an die Europäer verkauft. Sie sind also von denen an der Goldküste ganz verschieden, welche oft mit dem Leibe ihrer Frauen einen Handel treiben. Schändet hier jemand die Frau seines Nachbars; so muß nicht nur, wenn der beleidigte Mann reich ist, der Ehebrecher sterben, sondern dieß Verbre-

chen

chen ist auch hinlänglich, seine ganze Familie in die Sclaverey zu stürzen.

Es steht in des Mannes Gewalt, sich von seiner Frau zu scheiden, wenn es ihm beliebt. Dieß geschieht, wenn er die Frau zu den Thüren hinaus führt. In diesem Falle aber ist er verbunden, den Eltern doppelt so viel zu geben, als ihm seine Verheirathung gekostet hat. Auch der Frau ist eben dieses gleichfalls erlaubt, und in diesem Falle sind ihre Eltern verbunden, dem Manne die gedachten geringen Unkosten wieder zu erstatten.

Während ihrer monatlichen Reinigung ist es den Frauen nicht erlaubt, in des Königs oder andrer großen Männer Häuser zu gehen, bey Lebensstrafe oder wenigstens ewiger Sclaverey. Bey dieser Gelegenheit sind sie, gleichfalls bey Strafe des Todes, verbunden, ihrer Männer oder Eltern Haus zu verlassen, sobald sie sich übel befinden, und allen Umgang mit einer Person so lange zu vermeiden, als ihre Unpäßlichkeit währt. Zu dem Ende ist, nach Beschaffenheit der Anzahl der Frauen, in einer Familie eins oder mehrere Häuser in ihrem Bezirke, wo sie unter der Wartung einiger alten Frauen sind, welche Sorge tragen, sie zu wa-

schen

schen und zu reinigen, ehe sie wieder zu ihren Familien zurückkehren. Ohnerachtet dieser scharfen Bestrafung aber, wollen die Frauen im Serail und der Großen sich lieber aller Gefahr aussetzen, als einen Liebhaber verlieren.

Von diesem strengen Gesetze sind indessen doch die jungen Mädchen ausgenommen. Wenn eine von ihnen mit ihrem Liebhaber ertappt wird, so untersteht sich niemand, auch ihre Eltern und nächsten Verwandten nicht einmal, sie deshalb zu schelten, indem sie ein völliges Recht über ihre Person hat. Es beschimpft sie auch ganz und gar nicht, wenn sie vor ihrer Ehe Kinder gehabt hat; sondern dieß ist vielmehr eine starke Empfehlung, weil ihr künftiger Ehemann dadurch Hoffnung zu vielen Kindern bekommt, die hier für einen Reichthum gehalten werden. Wenige Frauen aber haben hier über zwey oder drey Kinder. Eine Frau, welche fünfe oder sechs gebohren hat, wird daher sehr hoch gehalten. Sie hören gewöhnlich im vier oder sechs und zwanzigsten Jahre auf, Kinder zu gebähren.

Der mühselige Zustand der Frauen treibt hier viele junge Mädchen zu einer liederlichen und ungebundenen Lebensart an. Weil sie

über

über ihre eigne Person vollkommne Gewalt haben, so verlassen sie ihre Eltern, leben für sich, und handeln auf ihre eigne Rechnung. Es giebt daher eine große Menge feiler Personen. Durch das ganze Land an den Landstraßen sind ungemein viele Hütten, nicht über zehn Fuß lang und sechs breit, worin diese Personen an ihren bestimmten Tagen in der Woche zu jedermanns Bedürfniß liegen müssen. Und weil diese Länder sehr volkreich, und die Sclaven in großer Anzahl sind, die verheiratheten Frauenspersonen aber sehr enge eingesperrt gehalten werden; so haben sie starken Zulauf. Sie haben aber keine Aufseher, werden auch nicht feierlich eingeweihet wie an der Goldküste. Es pflegen aber einige von den vornehmsten und reichsten Frauenzimmern auf ihrem Todbette einige fremde Sclavinnen zu kaufen, und sie dem gemeinen Wesen zu schenken. Dieses halten sie für ein sehr großes Liebeswerk; und die Negern glauben steif und fest, daß solche öffentliche Wohlthäterinnen ihre Belohnung dafür in einem andern Leben bekommen würden, und daß, je mehr Huren sie kauften, desto größer ihr Lohn seyn würde.

Es

Es giebt hier Männer, die über zweyhundert Kinder haben. Ein Reisender fragte einmal einen von des Königs Hauptleuten: wie viel Kinder er hätte? und dieser gab ihm mit einem Seufzer die Antwort, daß er nicht mehr als siebenzig hätte. Er wurde weiter gefragt: ob er einige begraben hätte? und erwiederte: so viel als ihrer noch leben. Der König, welcher dabey gegenwärtig war, versicherte den Reisenden, daß einer von seinen Unterkönigen, mit Hülfe seiner Söhne und Enkel und deren Sclaven, einen mächtigen Feind zurück getrieben hätte, und daß ihrer in allen zweytausend gewesen, die Töchter und die gestorbenen Kinder ungerechnet.

Man sieht oft Väter, die hundert Kinder haben, und es geschieht nicht selten, daß einem Manne an einem Tage ein halb Dutzend Kinder gebohren werden. Die Männer schlafen auch niemals bey ihren Frauen, wenn sie schwanger sind, welches in der That mit eine Ursache der Vielweiberey ist. Außerdem aber besteht eines Mannes Vermögen auch in seinen Kindern, mit denen er, seinen ältesten Sohn ausgenommen, nach Belieben schalten und walten kann. Die Knaben werden oft

als

als Sclaven verkauft, deren dieß Land monatlich tausend zu Markte bringt. Indessen widersprechen andre Reisende diesem, und behaupten, daß die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder sehr groß sey, und daß sie zwar ihre Frauen, nicht aber ihre Kinder, wenn sie auch mit einer Sclavin erzeugt wären, verkauften.

Daß die Frauen und Kinder mit ihrem Manne und Vater immer auf den Knien reden, ist schon oben angemerkt worden. Ist aber die Frau eine Beta, das ist, Priesterin, so verlangt das Gesetz, kraft ihrer Einweihung gerade das Gegentheil, und sie fordert alsdann eben dieß Zeichen der Ehrerbietigkeit von ihrem Manne.

Es scheint nicht, daß die Kinder eben so viel Ehrerbietung gegen ihre Mütter, als gegen ihre Väter haben. Die Frauen erweisen einander eben solche Höflichkeiten, als die Männer, aber die Männer haben gar nicht die Gefälligkeit fürs Frauenzimmer, die man in Europa dafür hat.

Die Beschneidung der Kinder, vornehmlich der Männer, ist hier gewöhnlich, und sie können davon keinen andern Grund angeben, als daß es ihre Väter eben so gemacht haben. Einige

nige Mädchen sowohl, als die Knaben, sind dieser Gewohnheit unterworfen. Was die Zeit betrifft, da sie sie vornehmen, so ist die sehr verschieden. Einige thun solches im vierten, fünften oder sechsten, andre aber im achten oder zehnten Jahre ihres Alters.

Nach des Vaters Tode erbt der älteste Sohn nicht nur alle seine Güter und sein Vieh, sondern auch seine Frauen, welche er sogleich als seine eignen hält, seine eigne Mutter ausgenommen. Für diese bestimmt er ein besondres Gemach und Unterhalt, wenn es ihr daran fehlet. Diese Gewohnheit ist nicht nur unter den Vornehmen, sondern auch beym gemeinen Manne üblich. Aber diese können weder ihres Vaters Haus niederreißen noch abbrennen, noch einige von seinen Frauen oder Sclaven aufopfern, welches nur allein bey des Königs Ableben geschieht.

Wenn ein König stirbt; so kommen alle seine Frauen auf den nach ihm erwählten König; die Frauen eines Kaboschiren aber fallen nebst allen seinen Gütern dem Könige anheim. Die Kinder desselben kommen dabey in keine Betrachtung, und sie haben nichts, als was sie

bey

bey der Krankheit ihres Vaters heimlich wegstehlen.

III. Von den Vergnügungen, der Musik und den Krankheiten in Whidah.

Die Whidahschwarzen sind nicht so erpicht auf ihren Handel oder Ackerbau, daß sie sich nicht dabey eine Ergötzung oder Lustbarkeit machen sollten. Ihr vornehmstes Vergnügen besteht in Spielen. Sie setzen alles, was sie haben, aufs Spiel, und wenn Geld oder Güter weg sind, so wagen sie zuerst ihre Frauen und Kinder, und hernach Land und Leib daran. Der Gewinner verkauft sie sodann an die Europäer. Der letzte König von Whidah verbot daher, wegen der Unordnungen, die daraus entstanden, alle Glücksspiele, bey Strafe, den Uebertreter an die Weißen zu verkaufen. Das Gesetz wurde auch unter seiner Regierung gehalten; sein Nachfolger aber sah durch die Finger. Man glaubte indessen, daß, wenn er sich in seiner neuen Gewalt nur erst ein wenig festgesetzt hätte, er dieses Verbot wieder erneuern würde.

Sie haben Glücks- und Uebungsspiele. Der erstern sind drey.

Das erste davon heißt Attropoe, das ist mit sechs Bujis. Es versammeln sich nämlich zwölf oder funfzehn, die rund um eine auf die Erde gebreitete Matte herum sitzen. Ein jeder hält drey Bujis mit seinem Zeichen in der Hand. Nachdem sie nun festgesetzt haben, worum sie spielen wollen, welches niemals unter vier französischen Livres ist; so legen sie das Geld auf die Matte. Einer von den Spielern nimmt seines Nachbars drey Bujis, schüttelt sie mit seinen eignen in der Hand herum, und wirft sie alle sechs auf die Matte. Wenn nun seine drey an der Seite denen seines Feindes gegen über liegen, so gewinnt er den Wurf: ist es aber nur einer, so verliehrt er ihn. Sind es zwey, so gilt der Wurf nicht, und sie fangen wieder an, setzen aber doppelt. Ist der zweyte Wurf wieder so; so setzen sie den Satz dreyfach, bis einer von den Spielern gewinnt. Der Gewinner hält so lange an, wider jeden zu spielen, bis er selbst verliert, und dann kann er nicht eher weiter spielen, als bis die Reihe wieder an ihn kommt.

Das zweyte Spiel ist mit vier Bujis, fast auf eben die Art. Nur müssen, wenn man gewinnen will, zwey auf der einen, und zwey auf der andern Seite liegen, sonst gilt der Wurf nicht, und der Satz wird verdoppelt. Dieß Spiel ist leichter als das erste.

Das dritte geschieht mit runden Steinen oder Palmkernen, von der Größe eines Eyes, die wie die Bujis gezeichnet sind. Die Zahl der Spieler kann drey, sechs, neun oder zwölf seyn, und ein jeder legt seinen Satz vor sich. Drey davon fangen das Spiel zugleich an, und drehen ihre Bälle oder Steine auf der Matte herum. Wenn einer von diesen beym Herumdrehen die andern von der Matte treibt, so gewinnt der Spieler ihre beyden Sätze, und stößt er einen hinab, so bekommt er den Satz desjenigen, dem der Stein gehörte. Bleiben sie alle auf der Matte, so fangen sie von neuem an, und verdoppeln den Satz. Der Gewinner spielt mit zwey frischen Leuten, bis er verliert oder herum ist. Zu diesem Spiele gehört viele Geschicklichkeit, und die Partheyen sind ganz still dabey.

Ihr Uebungsspiel ist nicht verboten, und besteht darin. Sie stecken einen Pfal in die

Erde, vierzig oder funfzig Schritte von dem Orte, wo die Schützen stehen. Auf die Spitze dieses Pfals befestigen sie einen Ball von leichtem oder weichem Holze, ohngefähr anderthalb Zoll im Durchschnitte. Darauf wetten sie, wer ihn in zwey, drey, fünf oder sieben Schüssen herab schießen würde. Wer ihn in den bestimmten Schüssen verfehlt, verliert seinen Satz, der niemals geringer als vier oder fünf Kronen Gold in Bujis ist.

Dieses sind alle ihre Spiele, bey denen die Zuschauer oft mehr, als die Spieler selbst verlieren.

Wenn sie sonst nichts zu thun haben, so versammeln sie sich unter den Bäumen, oder an einem Orte, den sie Kalde nennen, und der zur Unterredung und zum Umgange gebauet ist. Hier bringen sie den ganzen Tag mit Schwatzen, Rauchen, und Palm- oder Branntweintrinken zu.

Zu andrer Zeit vergnügen sie sich mit Tanzen und Singen. Sie lieben, wie alle andere Schwarze an diesen Küsten, diese Ergötzungen sehr heftig, und sie dienen dazu, sie nach den Beschwerlichkeiten des Tages zu erquicken. Ihr ganzer Tanz besteht in einem seltsamen Hüpfen

auf

auf einem Beine, mit wunderlichen Beugungen des Kopfes, der Arme und des Leibes.

Ihre Musik ist mit der an der Goldküste einerley, aber besser. Sie sind auch bescheidener in dem Gebrauche derselben; denn sie plagen einen des Morgens niemals mit diesem Getöse. Ihre musikalischen Instrumente sind Trommeln, Kesselpauken, Trompeten oder Hörner, Flöten u. d. gl. Die Trommeln sind blos ein ausgehölter Baum, der an dem einen Ende offen, und an dem andern mit einem Stücke von eben dem Holze zugestopft ist. Sie nehmen das leichteste Holz dazu, und machen sie auf zwölf oder dreyzehn Zoll im Durchschnitte, und zwey und zwanzig Zoll tief. Das offene Ende bedecken sie mit einem Schaf- oder Ziegenfelle, welches wohl geschabet, und mit Stricken von Binsen an hölzernen Pflöcken befestiget ist. Die Trommel ist mit einem Stücke Zeug oder Leinewand umgeben, nebst einem zusammengerollten Stücke Kattun, welches sie an den Hals dessen, der sie schlägt, befestigt. Sie bedienen sich nur eines Trommelstockes mit einem runden Knopfe am Ende. Diesen hält der Trommelschläger in seiner rechten Hand, und schlägt auch mit seiner linken mit den Fin-

gern oder mit der ganzen Hand. Ihr Klang ist dumpfig und rauh. Sie lieben die europäischen Trommeln sehr, sind aber nicht dahin zu bringen, daß sie zwey Stöcke brauchen.

Der König von Whidah hat unter seiner Kammermusik eine Art von Kesselpauken, die wie die eben beschriebenen Trommeln, nur länger und breiter sind. Ein jeder Pauker hat nur eine, die ihm nicht um den Hals, sondern von dem Dache der Kammer an Seilen herabhängt.

Die Trompeten, deren sie sich bedienen, sind von Elfenbeine, von verschiedener Länge und Breite. Sie können eher Hörner genannt werden, und klingen fast wie die, deren sich die französischen Kuhhirten bedienen. Es ist viel Arbeit an einem von diesen Instrumenten, und es gehört viel Zeit dazu, sie zu machen. Ihr Ton ist verschieden, aber nicht harmonisch.

Ihre Flöten sind Röhre von verschiedener Länge und Dicke, und bestehen aus dünnen zusammen gelöteten eisernen Blechen. Sie haben nur ein Loch auf der ganzen Seite, und ihre Töne sind nach ihrer Dicke verschieden. Sie sind sauber gefeilet, und geben einen scharfen

fen knarrenden Ton, den nur Negerohren vertragen können.

Der König und die Großen haben ein andres musikalisches Instrument. Es ist ein großer weidener Korb, wie eine große runde Butelje gestaltet, von ohngefähr sechs oder acht Zoll im Durchschnitte, und ohngefähr zehn Zoll hoch, den Hals nicht mitgerechnet, welcher auch fünf Zoll lang ist, und zum Handgriffe dienet. Dieser Korb ist mit Bujisschalen gefüllt. Derjenige, der darauf spielet, fasset es mit der linken Hand an den Hals, und schüttelt die darin eingeschloßnen Schalen nach dem Takte, schlägt auch zu gewissen Zeiten mit der rechten Hand auf den Korb. Der Klang dieses Instrumentes gleicht den pergamentnen Kinderklappern, die mit Steinen angefüllet sind.

Ein andres hier gebräuchliches musikalisches Instrument ist ein holer eiserner Cylinder, einen Zoll im Durchschnitte breit, der schraubenweise um einen Stock geflochten ist. Die Enden desselben sind offen, und die Spitze des Stockes hat zur Zierde die Figur eines kupfernen Hahns. Das andre Ende dient zu einem Handgriffe, und man bläst darauf, wie auf einer Flöte.

Noch ein andres ist eine Art Trommel, deren Körper ein irdener Topf ist, wie ein Ball gestaltet, ohngefähr einen Fuß im Durchschnitte, mit einer Mündung sechs Zoll breit, und einem Rande, einen Zoll hoch, umgeben. Diese Mündung oder diesen Topf bedecken sie mit Pergamente, oder einem wohlgeschabten Felle, und befestigen es an einem weidenen Reife der über dem Rande ist. Auf diesem Instrumente spielen nur die Frauen. Sie halten es vor sich, bücken sich dabey auf die Erde, und schlagen mit einem hölzernen Stocke, der am Ende rund ist, auf die Hölung. Zugleich schlagen sie mit der linken Hand, oder den Fingern derselben, auf das Fell. Aber dieß Instrument ist nicht angenehmer, als die schon erwähnten.

Vier oder fünf Negern, die durch einen holen Elephantenzahn blasen, und einer, der ein Stück holes Erz oder Eisen mit einem Stocke schlägt, machen einen häßlichen Uebelklang und ein solch brüllendes Geräusch als eine Schaar Ochsen.

Die Fleischwürmer sind hier die vornehmste Krankheit. Die Luft ist sehr ungesund, welches man offenbar aus dem Thaue sehen kann, der vor Sonnenaufgang fällt. Man hat angemerkt,

gemerkt, daß er sogleich kleines Ungeziefer, Eidechsen, Kröten und Schlangen hervorbringt. Die Sonnenhitze können die Neger'n mit blossem Kopfe ertragen, aber die Europäer werden so davon erhitzt, daß sie hitzige Fieber mit starkem Wahnwitze bekommen, die gemeiniglich in drey Tagen den Tod bringen.

Diese hitzigen Fieber wüthen meistentheils im Brach-, Heu- und Augustmonate. Außer diesen und den abwechselnden Fiebern, die zuweilen auch tödlich sind, ist der Durchfall hier auch sehr gemein, welchen man ihren Früchten und ihrem Wasser zuschreiben will. Vermuthlich aber wird er mehr von starken Getränken verursacht. Diese Krankheit ist am schwersten zu heben.

Die Whidahschwarzen setzen ihre größte Hoffnung nicht auf die Arzeney. Denn wenn sie krank werden, so übertreffen sie noch die Schwarzen an der Goldküste in der Menge der Opfer, die sie ihrem Fetische bringen, wozu einige oft ganze Tage gebrauchen. Die Arzeneymittel sind mit denen an der Goldküste einerley, die Opfer aber sehr unterschieden. Jede Person hat dazu einen besondern Platz unter freyem Himmel, der mit Schilfe und an-

dern Pflanzen umzäunet ist. In diesem geweihten Orte opfern sie beständig, um Gesundheit und Wohlfarth zu erhalten.

Sie fürchten sich so sehr vor dem Tode, daß sie nicht gern davon reden hören, in der Meynung, daß solches ihn beschleunigen würde. Vor dem Könige oder einem Großen davon zu sprechen, ist ein Hauptverbrechen, worauf die Todesstrafe steht.

Die Großen begraben ihre Väter in einer dazu gemachten Gallerie. Der Leichnam wird in die Mitte gesetzt. Auf das Grab legen sie des Verstorbenen Schild, Bogen, Pfeile und Säbel, und umgeben solche mit ihren eignen und andern Familienfetischen. Je zahlreicher diese sind, desto größer ist das Grabmal. Flinten und Pistolen legen sie niemals auf die Gräber, ob sie sie gleich sonst gebrauchen.

Es ist eine unverbrüchliche Gewohnheit unter ihnen, daß der Erbe nach seines Vaters Tode zwölf Monate wartet, ehe er das Haus bezieht, worin der Verstorbene gewohnt hat, und so lange enthält er sich auch, bey dessen Frauen zu schlafen. Diese müssen während der Zeit besonders wohnen, ihre gewöhnliche Kleidung verlassen, und weder Halsbänder,

Rin-

Ringe noch Armbänder tragen, und es ist ihnen nur eine Pagne von Matten zu tragen erlaubt.

IV. Religion der Schwarzen von Whidah.

Die Religion derselben gründet sich blos auf Eigennutz und Aberglauben, und das mehr als andre; denn ihre Götter sind unzählig. Sie haben eine schwache Vorstellung von dem wahren Gott, welchem sie die Eigenschaften der Allmacht und Allgegenwart beylegen. Sie glauben, er habe die Welt erschaffen, und ziehen ihn deshalb ihren Fetischen vor. Sie beten ihn aber nicht an, opfern ihm auch nicht, und davon geben sie folgende Ursache an. Gott, sagen sie, ist allzu hoch über uns erhaben, als daß er sich erniedrigen sollte, an das menschliche Geschlecht zu denken. Er überläßt daher die Regierung der Welt unsern Fetischen, und an diese, als Personen im andern, dritten, vierten Grade von Gott, und unsre verordnete rechtmäßige Regierer, sind wir verbunden uns zu wenden.

Hieraus erhellt offenbar, daß sie die Fetische nur als materielle Wesen ansehen, die von

der obersten Gewalt, zum Nutzen ihrer Geschöpfe, mit gewissen Tugenden und Kräften begabt sind.

Ein andrer Reisender sagt, sie nähmen in einer allgemeinen Noth ihre Zuflucht zu dem höchsten Gott. Wenn sie vergeblich bey der Schlange Hülfe gesucht hätten, so ruften sie ihn an, und brächten ganze Tage und Nächte zu, zu seiner Ehre zu singen und zu tanzen, und ihm nicht nur Thiere, sondern auch junge Personen beyderley Geschlechts zu opfern. Man hat gesehen, daß einer dem Gott des Himmels ein Opfer von Menschen und Kindern gebracht hat, um die Genesung seines Vaters damit zu erlangen.

Sie haben einen gewissen Begriff von der Hölle, dem Teufel und der Erscheinung der Geister. Der Hölle weisen sie einen gewissen Ort unter der Erde an, wo die Gottlosen mit Feuer gestraft werden. Sie haben die Beschneidung, doch ohne viele Cärimonien. Wenn die Kinder stark genug sind, sie auszuhalten, so führen sie solche zu einem ihrer Wundärzte. Der Vater legt das Kind über sein Knie, und der Wundarzt verrichtet das Geschäft.

Ihre

Ihre Fetische können in zwey Klassen getheilt werden, in die obere und untere, oder in die allgemeinen und besondern. Zu jenen gehören die Schlangen, die Bäume, das Meer, Agoye und der Eufrates, der durch Whidah fließt. Die Schlange ist der vornehmste Fetisch, und von ihr soll gleich mehr gesagt werden.

Einige hohe Bäume, an deren Ausbildung die Natur ihre größte Kunst gewandt zu haben scheint, sind die zweyte Art von allgemeinen Fetischen. Zu ihnen wird nur zur Zeit der Krankheit, besonders bey Fiebern, um Wiedergebung der Gesundheit gebetet und geopfert. Dieß halten sie eben so für ein Werk der Bäume, als der Schlange, wenigstens werden sie, wie sie denken, nichts böses thun, wenn sie auch keinen Vortheil bringen. Bey Krankheiten opfern sie auch wohl einigen untern Fetischen, oder schlachten einen Menschen, und essen einen Theil von ihm, und begehen mehr ähnliche Ausschweifungen. Die Opfer, welche die Bäume für die Kranken bekommen, bestehen in Blättern von Hirse, Maiz oder Reiße. Diese legt der Priester an die Wurzel des Baums, gegen welchen der Kranke seine An-

dacht

dacht verrichtet. Darauf nimmt er sie mit nach Hause, wenn der Kranke ihm nicht Geld giebt, daß er sie liegen lasse, bis sie von den Thieren gefressen werden. Ein Reisender vermuthet, daß die Haine der Schlange geheiligt sind. In den meisten ist an einem entlegenen Orte ein viereckiger Thurm aufgerichtet, wohin sie ihre Daschis oder Geschenke bringen. Es ist ein solcher in der Nachbarschaft von Sabie, der vor allen andern im ganzen Lande den Vorzug hat, und wohin der König und das Volk große Geschenke bringen.

Der dritte allgemeine Fetisch ist das Meer, welches sowohl als die Bäume, sein besondres Amt hat. Es darf aber keiner von beyden einen Eingriff in das Amt der Schlange thun, vielmehr hat diese die Freyheit, die andern beyden zu bessern, wenn sie faul oder nachläßig sind. Wenn das Meer so stürmisch ist, daß es die Einwohner am Fischen oder die Europäer an der Ausschiffung ihrer Waren verhindert, zumal wenn lange keine Schiffe da gewesen sind, und sie mit Verlangen auf eins gewartet haben; so bringen sie ihm bey solcher Gelegenheit große Opfer, indem sie allerhand Arten von Gütern hinein werfen. Die Priester aber befördern

diese

diese Art von Opfern nicht sehr, weil sie davon nichts für sich behalten. Man fragt auch wohl bey stürmischem Wetter den großen Opferpriester, und wenn seine Antwort dahin geht, so wird ein Umgang nach dem Meere angestellt. An dem Ufer wird ein Ochse und ein Schaf geschlachtet, deren Blut man in das Meer hinein fließen läßt, und alsdann wirft man einen goldnen Ring, so weit nur ein Mann werfen kann, hinein. Der Ring, der aber nicht viel werth ist, und das Blut gehen verloren, und das Fleisch der geschlachteten Thiere gehört dem Oberpriester.

An dem Eufrates, dem Hauptfluß in Whidah, der gleichfalls für einen Fetisch gehalten wird, hält man auch einen jährlichen Umgang. Dieser ist aber nicht so groß wie derjenige, der der Schlange zu Ehren gehalten wird. Voran gehn vierzig von der Leibwache oder den Musketieren, und darauf folgen funfzehn königliche Frauen vom dritten Range, welche die Geschenke des Königs tragen. Der Obercärimonienmeister geht allein, als Abgeordneter des Königs, und hat zwanzig Trommelschläger, zwanzig Trompeter und zwanzig königliche Musikanten bey sich. Der Ober- und die

andern

andern Priester warten indessen am Ufer des Flusses, wo der erstere die Geschenke annimmt, und denjenigen Theil davon, welcher dem Fetische zugehört, als etliche Hände voll Reiß, Maiz und Hirse, mit den gewöhnlichen Cärimonien in den Fluß wirft. Das übrige aber behält er für sich.

Agoye, der letzte allgemeine Fetisch, ist ein häßliches meerkatzenmäßiges Bild, von schwarzer Erde oder Thone, welches eher einem Frosche, als einer menschlichen Gestalt ähnlich sieht. Es steht oder sitzt vielmehr auf einem Fußgestelle von rothem Thone, an welchem ein Stückchen rothes mit Bujis besetztes Tuch hängt. Um den Hals ist ein Band von Scharlachtuche, einen Finger breit, an welchem vier Bujis hängen. Der Kopf ist mit Eidechsen und Schlangen gekrönt, zwischen welchen rothe Federn untermischt sind. Aus dem Schädel geht die Spitze eines Wurfspießes hervor, die durch eine größere Eidechse durchgeht, und dazwischen ist ein silberner zunehmender Mond. Dieses Götzenbild steht auf einem Tische im Hause des Oberpriesters. Vor demselben stehen drey hölzerne Schalen oder halbe Kürbisflaschen,

in deren jeder funfzehn bis zwanzig kleine irdene Kügelchen sind.

Dieser Algoye ist der Gott der Räthe, den sie ordentlich als ein Orakel befragen, ehe sie etwas vornehmen. Diejenigen, welche ihn um Rath fragen wollen, wenden sich an den Oberpriester, und zeigen ihm an, weshalb sie kommen. Darauf reichen sie dem Algoye ihr Opfer, und geben dem Priester, als seinem Ausleger, seine Gebühr. Ist dieser zufrieden, so nimmt er die Schalen in die Hand, und nach verschiedenen Verdrehungen der Geberden, die der Anfragende mit großer Ehrerbietung ansieht, wirft er die Kügelchen aufs Gerathewohl aus einer Schale in die andre, bis in jeder eine ungleiche Anzahl zum Vorschein kommt. Dieß wiederholt er zu verschiedenen malen, und wenn die ungleiche Zahl immer wieder heraus kommt, so wird das Vornehmen für glücklich gehalten. Ob nun gleich die Schwarzen oft das Gegentheil finden; so haben sie doch davon ein solches Vorurtheil, daß sie die Schuld allezeit sich selbst, und nicht dem Algoye beymessen. Die Frauen sind die besten Kunden zu diesem Orakel, und der Priester kann aus seiner Puppe viel lösen. Sie ist etwa acht-

zehn Zoll hoch, und die Krone und das Fußgestelle ist jedes einen Fuß lang.

Diesem Fetische und den Bäumen zu Ehren werden selten öffentliche Umgänge angestellt.

Außer diesen öffentlichen und allgemeinen Fetischen haben diese Negern eine unzählige Menge Bilder, indem jede Privatperson so viel nimmt, als ihr gefällt. Diese sind ordentlich aus fetter Erde gemacht, und kleine ungestaltete Puppenfiguren, fünf bis sechs Zoll hoch. Man sieht sie häufig in ihren Häusern, Kammern, Feldern, auf den Straßen und Fußsteigen im ganzen Lande, in besonders dazu gemachten Hütten und Nischen. Ueberdieß sieht man eine große Menge andrer Thonhütten, die überall aufgerichtet sind, um diejenigen Schlangen darin zu verwahren, die man von ohngefähr auf der Straße findet. Diese Hütten nennen sie nach der portugiesischen Sprache Casos de Dios, das ist, Gotteshäuser.

Die untern Fetische sind auch aus Steinen, Knochen oder Holze gemacht. Sie sind bey ihnen die erste Sache, wornach sie sehen, wenn sie zu einem gewissen Vorhaben oder Geschäfte entschlossen sind, und diese bestimmen oft

ihren

ihren Entschluß. Aus dieser Ursache werden sie angerufen und aufbehalten. Geht es ihnen nach Wunsche, so werden sie dem Hauptgötzen zu Ehren verwahrt, und bekommen zu Zeiten Geschenke. Geschieht das aber nicht, so werfen sie sie weg.

Ein verständiger Neger erzählte einem Reisenden: wenn einer von ihnen entschlossen wäre, etwas Wichtiges vorzunehmen, so gienge er ohne Verzug aus, und suchte sich einen Fetisch, um seinem Vorhaben einen glücklichen Ausgang zuwege zu bringen. Er ergriffe das erste Geschöpf, was ihm begegnete, als einen Hund, eine Katze, oder sonst ein verächtliches Thier, und wenn es ihm daran fehlte, einen Stein, ein Stück Holz, oder so etwas. Dieser neuerwählte Fetisch würde sogleich mit einem Opfer beschenket, und dabey geschähe das feyerliche Gelübde, daß, wenn es ihm gefiele, das Vornehmen zu segnen; so würde er ihn allezeit als seinen Beschützer verehren und anbeten. Wenn es nun glücklich von statten geht, so ist ein neuer und hülfreicher Fetisch entdeckt, der täglich neue Opfer bekommt. Wo nicht, so wird er als ein unbrauchbares Werkzeug weggeworfen.

Die Schlange, welche der Hauptfetisch, oder der vornehmste Gegenstand der Anbetung unter den Whidahschwarzen ist, hat einen runden dicken Kopf. Die Augen sind offen und schön. Die Zunge ist kurz, und wie ein Fisch zugespitzt, und ihre Bewegung ist langsam, außer wenn sie auf eine giftige Schlange losgeht. Der Schwanz ist schmal und scharf, und ihre Haut ist schön. Der Grund derselben ist weißgrau, mit wellenweise laufenden gelben, blauen und braunen Streifen oder Flecken von einer angenehmen Mischung. Sie sind sehr sanftmüthig, so daß sie aus dem Wege gehen, wenn man auf sie tritt, ohne sich umzukehren. Die größte, die ein Reisender gesehen hat, war drey Ellen lang und einen Mannsarm dick.

Sie thun keinem Menschen Schaden, und sind so zahm, daß man sie mit der Hand angreifen kann. Sie scheinen gegen niemanden einen Haß zu haben, als wider die giftigen Schlangen, deren Biß gefährlich ist. Diese bringen sie um, wo sie ihnen nur begegnen. Nicht nur die Negern, sondern auch die Weissen streicheln diese unschädlichen Schlangen, und spielen ohne die geringste Gefahr mit ihnen.

Man

Man hat auch nicht zu fürchten, daß man diese gute Art von Schlangen mit den bösen verwechselt. Diese sind durchaus schwarz und auf sechs Ellen lang, und anderthalb Zoll im Durchschnitte, kriechen allezeit mit aufgerichtetem Kopfe und offenem Rachen, und fallen alles wütend an, was ihnen begegnet. Die heilige Schlange aber ist nur achtehalb Fuß lang, und einen Fuß dick. Sie können weder durch Beißen noch durch Stechen Schaden thun, ja die Negern geben vor, ihr Biß oder Stich habe eine Zauberkraft wider den Stich einer giftigen Schlange. Indessen ist dies nicht glaublich, da sie in diesem Falle die Kraft des Giftes an sich selbst nicht verhindern kann. Es ist manchmal ein lustiger Krieg zwischen diesen beyden Thieren, indem die giftige die unschädliche anfällt, wenn sie ihr in den Weg kommt. Ob nun gleich diese größer und mit stärkern Waffen versehn ist als jene; so bekommt es ihr doch allezeit schlimm, indem sich gewiß eine ganze Menge Negern über sie hermachen, und ihren Angriff mit dem Tode bestrafen.

Das Volk in Whidah erzählt, sie hätten diese Schlange vor vielen Jahren gefunden, als solche ein andres Land wegen der Bosheit

seiner Einwohner verlassen hätte und zu ihnen gekommen wäre. Aus großer Freude hätten sie diese Gottheit mit allen möglichen Zeichen der Hochachtung und der höchsten Verehrung empfangen, und auf einem seidnen Teppiche in das Schlangenhaus getragen, wo sie sich itzt befindet.

Ein andrer Reisender erzählt die Sache weitläuftiger. Als nämlich einstmals das Heer von Whidah dem von Ardra ein Treffen liefern wollte, kam eine große Schlange aus diesem Heere heraus, und begab sich zu jenem. Sie war so zahm, daß sie alle, die sich ihr nahten, liebkosete. Der hohe Opferpriester ergriff sie, und hub sie in die Höhe, um sie dem Heere zu zeigen. Dies faßte durch dieses Wunderzeichen einen Muth, und fiel vor dem gütigen Thiere nieder. Hierauf giengen sie mit solcher Herzhaftigkeit auf den Feind los, daß sie einen völligen Sieg erhielten. Dies Glück unterließen sie nicht, der Schlange zuzuschreiben, führten sie nach Hause, bauten ihr ein Haus, und wiesen ihr einen gewissen Unterhalt an, so daß in kurzer Zeit dieser Fetisch mehr verehrt wurde, als alle andre, die bisher gewöhnlich gewesen waren. Ihre Verehrung

-hrung nahm täglich nach dem Maße der Wohlthaten zu, die ihre Verehrer, wie sie glaubten, durch sie erhielten. Die vorigen Gottheiten hatten ihre besondern Aemter. Eine gute Fischerey suchten sie bey dem Meere, Gesundheit bey den Bäumen, und guten Rath bey dem Agoye. Aber itzt führte die Schlange die Aufsicht über alle Handlung, Krieg, Ackerbau, Krankheiten und Unfruchtbarkeit. Ihr erstes Haus schien allzu schlecht zu seyn, und es ward daher ein neuer weitläuftigerer Tempel mit großen Vorhöfen und Zimmern aufgeführt, die schön geziert waren, und in gutem Stande erhalten wurden. Zu ihrem Dienste wurden auch ein hoher Opferpriester und ein Orden von Fetischmännern gewidmet. Einige schöne Jungfrauen wurden gleichfalls jährlich ausgesucht und ihr geheiligt.

Die Whidaher glauben, die Schlange, die sie itzt in dem Tempel bey Sabi anbeten, sey wirklich noch eben diejenige, welche ihre Vorfahren mit nach Hause gebracht haben, als sie den merkwürdigen Sieg erfochten, der sie von der Tyranney des Königs von Ardra befreyete. Die Nachkommenschaft dieser gütigen Schlange hat sich sehr vermehrt, und ist

in keinem Stücke von ihren guten Eigenschaften ausgeartet.

Ob gleich diese Schlangen nicht so geehrt sind, als ihr Oberhaupt, so werden sie doch von den Einwohnern sehr hoch geachtet. Man füttert sie, läßt sie bey sich wohnen, und schätzt sich glücklich, wenn man solche Gäste findet. Sie speisen sie mit Milche, und wenn es ein Weibchen ist, so bauen sie ihr ein kleines Gemach, wo sie ihre Jungen hinein legt, die auch so lange gefüttert werden, bis sie vor sich selbst sorgen können.

So wie diese Thiere selbst niemanden Schaden zufügen, so werden sie auch von niemanden beschädigt. Wenn ein Schwarzer oder ein Weißer eine verwunden oder todtschlagen sollte; so würde ein allgemeiner Auflauf entstehen. Wäre der Verbrecher ein Neger, so würde ihm der Kopf eingeschlagen, und er auf der Stelle verbrannt, und alle seine Güter, Frauen und Kinder würden eingezogen werden. Wäre es ein Weißer, und er würde von der Wut des Pöbels errettet; so würde es der Nation, der er angehörte, eine gute Summe Geldes kosten, um die Sache wieder gut zu machen.

Bey

Bey der ersten Ankunft der Engländer zu Whidah stieg ein Hauptmann von dieser Nation ans Land, und ließ seine Ladung unter Dach bringen. In dem Hause fanden einmal seine Leute des Nachts eine Schlange, die sie ohne Bedenken tod schlugen und vor die Thüre warfen, weil sie sich die Folgen im geringsten nicht träumen ließen. Als die Schwarzen den folgenden Morgen die todte Schlange sahen, und die Engländer offenherzig gestanden, daß sie dieselbe getödtet hätten; so machten die Einwohner alle diejenigen, die in dem Hause waren, nieder, und steckten das Haus mit allen Waaren in Brand. Durch diese Grausamkeit wurden die Engländer abgeschreckt, so daß sie die Handlung hier einige Zeit aussetzten. Während dieser Zeit fiengen die Negern an, den Europäern bey ihrer Ankunft einige Schlangen zu zeigen, und baten sie, ihnen keinen Schaden zuzufügen, weil sie heilig wären. Dieß hat von der Zeit an alle solche Zufälle verhindert. Wenn aber ein Weißer von ohngefähr eine tödten sollte, so würde das einzige Mittel seyn, daß er zu dem Könige flöhe, und ihm bewiese, daß es nicht mit Vorsatz geschehen sey. Auf solche Art würde er vielleicht

gegen eine Geldstrafe an die Priester von den Folgen seines Fehlers befreyet werden. Indessen würde es doch immer gefährlich seyn, weil der Pöbel, von den Priestern in Harnisch gebracht, bey solchen Gelegenheiten sehr wütend wird.

Ein Aquamboschwarzer legte einst eine Schlange auf seinen Stab, weil er sich nicht wagte, sie mit der Hand anzurühren, und trug sie, ohne sie im geringsten zu beschädigen, zum Hause hinaus. Dieses wurden etliche Whidaher gewahr, die ein Geschrey machten, wie sie es ordentlich in Feuersnoth zu machen pflegen, und wodurch sie bald das ganze Land zusammen bringen können. Es kamen auch gleich große Haufen mit Keulen, Degen, Wurfspießen und anderm Gewehre, an den Ort, die den armen Aquamboer bald getödtet haben würden, wenn nicht der König, der seine Unschuld wußte, noch in Zeiten einen angesehenen Mann zu seiner Beschützung abgeschickt hätte.

Hierdurch werden die Leute abgeschreckt, daß sie diese Thiere nicht gern angreifen, ungeachtet sie ihnen oft überlästig werden. Denn bey heissem Sonnenscheine kommen sie zu fün-

fen

fen oder sechsen in ein Haus, und kriechen auf den Stühlen, Bänken, Tischen, und sogar auf den Betten herum. Und wenn sie unter denselben einen warmen bedeckten Ort finden, so bleiben sie wohl sechs bis sieben Tage da, ja sie werfen wohl gar ihre Jungen daselbst. Um ihrer indessen los zu werden, darf man nur einen von den Eingebohrnen rufen, der seinen Fetisch ganz leise zur Thür hinaus trägt. Wenn sie aber etwa auf die Balken oder sonst an einen hohen Ort in den Häusern kommen, die hier nur von einem Stockwerke zu seyn pflegen; so kann man die Schwarzen nicht so leicht bereden, daß sie sie wegschaffen, so daß man sie oft daselbst leiden muß, bis sie von selbst weggehen.

Auch die Thiere, welche diese Schlangen tödten oder beschädigen, sind eben so wenig, als die Menschen, von der Strafe ausgenommen. Im Jahr 1697 wurde ein Schwein von einer Schlange gebissen, und jenes fraß deshalb diese im Angesichte der Schwarzen auf, die nicht nahe genug waren, um es zu verhüten. Es wurde deshalb eine Klage für den König gebracht, und weil die Schweine zur Führung ihrer Sache keinen Vorsprecher hatten,

ten, so brachten die Priester einen Befehl aus, daß das ganze Geschlecht der Schweine in allen seinen Herrschaften ausgerottet werden sollte. Man sah darauf sogleich ganze Regimenter Schwarze, mit Degen und Keulen bewaffnet, um diesen Befehl auszurichten. Auf der andern Seite erschienen die Eigenthümer der Schweine in den Waffen zu ihrer Vertheidigung, und beriefen sich auf ihre Unschuld. Es war aber alles umsonst, und das ganze Geschlecht wäre ohne Zweifel ausgegangen, wenn nicht der König einen entgegengesetzten Befehl gegeben hätte, mit Beyfügung der Ursache, daß schon unschuldiges Blut genug vergossen wäre, und der Fetisch mit einem so großen Opfer zufrieden seyn müßte. Ein andermal aber gieng abermals ein großes Niedermetzeln unter ihnen vor.

Zu der Zeit, wenn der Maiz grün und über einen Fuß hoch ist, müssen die Eigenthümer der Schweine sie in genauer Verwahrung halten, unter der Strafe, daß sie sonst todtgeschlagen werden. Denn weil zu dieser Zeit die Schlangen ihre Jungen legen; so verursachen die Schweine, wenn man sie herumlaufen läßt, doppelten Schaden, daß sie nämlich den Maiz

niedertreten, und die Schlangen auffressen. Um diese Zeit schickt der König seine Knechte aus, die ohne Barmherzigkeit alle Schweine, die sie finden, todtschlagen, und ihr Fleisch zu ihrem eignen Nutzen verkaufen. Es wird daher diesen Befehlen insgemein genau nachgelebt. Die schwarzen Schlangen tödten und fressen viele von ihnen. Hätten die zahmen Schlangen auch nicht solche Feinde; so würden sie, da sie lange leben, und sich sehr vermehren, bald das ganze Land überdecken.

Obgleich die Schwarzen sehen, daß dieses Thier Zufällen unterworfen ist, und so gut umkommen kann als andre Geschöpfe; so sind sie doch thöricht genug, gewisse Historien zu glauben, welche die Priester erfunden haben, um ihre Verehrung in beständigem Ansehen zu erhalten. Ein Reisender erzählt uns zwey davon. Die eine betrifft einen Portugiesen, der kurz vor seiner Ankunft zu Whidah gewesen war. Dieser wollte, vermuthlich der Seltenheit wegen, eine von diesen Schlangen mit sich nach Brasilien nehmen. Als sein Schiff fertig war, unter Segel zu gehen, that er eine ganz heimlich in einen Kasten, und stieg mit seiner Beute in einen Kahn, der ihn bis an

sein

sein Boot bringen sollte. Obgleich die See still war, so schlug doch der Kahn um, und der Portugiese ersoff. Als die Schwarzen ihren Kahn wieder gefunden hatten, fuhren sie mit dem Kasten ans Land, und brachen ihn in Hoffnung einer Beute auf. Wie groß war aber ihre Bestürzung, als sie ihren Fetisch darin fanden. Das Volk erfuhr bald, durch ihr Geschrey, was vorgegangen war. Da aber der Uebelthäter todt war, so fielen die Priester und der Pöbel über die Portugiesen her, plünderten ihre Magazine, und ermordeten alle, die nicht in Zeiten zu andern Europäern entwischen konnten. Und es kostete viele Mühe, ehe man sie durch Geschenke dahin besänftigen konnte, daß sie wieder Portugiesen im Lande duldeten.

Die andre Geschichte ist diese. Ein junger Engländer, der eben angekommen war, fand eine von diesen Schlangen in seinem Bette, und weil er nicht wußte, daß es ein unschädliches Thier war, und was seine Handlung für Folgen haben würde, so brachte er sie um. Weil es Nacht war, so hatte es kein Mensch gesehen, und gleichwohl wurde noch keine Viertelstunde darauf das fürchterlichste Geschrey

um

um die Factorey herum gehört. Das Volk wollte das Thor erbrechen, und schrie, ein Boshafter habe ihren Fetisch getödtet. Der Director der Factorey stand auf, ließ den jungen Menschen in der Stille in die französische Factorey entwischen, und die Schlange durch seine Bedienten begraben. Indessen gieng er hin, das aufgebrachte Volk zu besänftigen, und versprach, den Beklagten zu bestrafen, wenn sie ihre Klage beweisen könnten, erlaubte auch ihren Priestern, nachzusuchen. Als diese hinein kamen, giengen sie gerade auf den Ort zu, nicht anders, als ob sie das Loch selbst gegraben hätten, und nahmen die Schlange heraus. Der Director sah sich daher genöthigt, sie durch große Geschenke zum Stillschweigen zu bewegen, um nur Zeit zu gewinnen, es dem Oberbeschützer der Völkerschaft und dem Könige anzuzeigen. Dieser befahl, daß das Volk aus einander gehn sollte, und da der Tumult gestillt war, trugen die Priester die Schlange fort, und begruben sie mit den bey solchen Gelegenheiten gebräuchlichen Cärimonien.

Wenn zur Saatzeit der Regen oder zur Erndtezeit das schöne Wetter ausbleibt, so geht nie-

niemand, so bald die Nacht anbricht, aus. Denn sie glauben, die Schlange werde sie sonst umbringen oder wahnwitzig machen.

Wenn man die Whidaher los seyn will; so darf man nur übel von der Schlange reden. Denn alsdann halten sie die Ohren zu, und laufen zur Thür hinaus. Dieß Mittel darf aber nur ein Europäer gebrauchen, der bey ihnen in Ansehn steht: denn ein andrer würde dabey große Gefahr laufen.

Wenn Feuer auskommt, in welchem eine von diesen Schlangen mit verbrennet; so halten sie alle, die es hören, ihre Ohren zu, und geben Geld zur Versöhnung des umgekommenen Fetisches. Denn sonst, glauben sie, werde er bald wieder kommen, und Rache an denen ausüben, die Schuld an seinem Tode gewesen sind.

Es sind gewisse Häuser bestimmt, die Schlangen im ganzen Lande zu beherbergen und zu ernähren. Kein Mensch geht vor diesen vorbey, ohne hineinzugehen, um sie anzubeten, und sie zu fragen, was er zu ihrem Dienste thun soll. Jedes von diesen Häusern hat eine alte Priesterinn, welche sich von den Speisen, die diesen Schlangen gebracht werden, unterhält.

und

und auf die Fragen ihrer Anbeter mit leiser Stimme antwortet. Dem einen befiehlt sie, an diesem oder jenem Tage kein Fleisch von Vögeln, Rindern oder Schafen zu essen, sich des Palmweins oder des Bieres zu enthalten. Und diesen Geboten leben sie nach, indem sie glauben, daß ihre Uebertretung ihnen eine besondre Rache zuziehen würde.

Aber das vornehmste Schlangenhaus oder der vornehmste Tempel liegt zwey kleine holländische Meilen von dem Flecken des Königs, Sabie oder Sabi, und ist unter einem schönen hohen Baume gebauet. In diesem hat die vornehmste und größte aller Schlangen, wie sie sagen, ihre Wohnung. Ihrem Vorgeben nach muß sie sehr alt, und sie soll so dick wie ein Mann, und von einer unermeßlichen Länge seyn.

Sie rufen diese Schlange zu übermäßig nassen, trocknen oder unfruchtbaren Zeiten an; bey allen Gelegenheiten, welche das gemeine Wesen angehen; um Erhaltung des Viehes, und kurz in allen Nöthen und Besorgnissen, in welchen sie sich nicht an ihre junge Brut von Fetischen wenden. Aus dieser Ursache werden ihr sehr große Opfer gebracht, besonders von

dem Könige. Dieser schickt auf Veranlassung der Priester oder der vornehmen Herrn, die seine Creaturen und Werkzeuge der Priester sind, sehr große Geschenke in das Schlangenhaus, welche die Priester in Verwahrung nehmen. Sie bestehen aus Gelde, seidenen Stücken und Stoffen, allerhand europäischen und afrikanischen Waren, Viehe, Eßwaren und Getränken. Sie werden aber so oft von dem Könige gefordert, daß er manchmal des Gebens müde wird, und es abschlägt.

Die Opfer, welche diese Schlange erhält, sind weit größer als diejenigen, welche die andern Fetische bekommen. Oft fordert der hohe Opferpriester eine Menge Güter von grossem Werthe, als Fässer Bujis, Pulver und Branntewein, nebst Hekatomben von Ochsen, Schafen und Federviehe. Diese Forderungen sind allezeit nach seinem Eigensinne, Nothdurft oder Geiz eingerichtet, und er zieht auch allein den Nutzen davon. Denn der Götze selbst ist mit einem Schafe oder Vogel wohl zufrieden. Manchmal verlangt auch dieser Hohepriester Männer und Frauen zu Priestern. Dem Tempel selbst darf sich niemand als er und die übri-

gen

gen Priester nahen, und es ist ihm daher leicht, die Opfer wegzunehmen.

Die größte Andacht, die der großen Schlange bezeigt wird, ist der feyerliche Umgang, der ihr zu Ehren nach der Krönung des Königs angestellt wird, und wobey die Mutter des Königs den Vorrang hat. Drey Monate hernach verrichtet der König einen andern in Person. Ueberdieß wird auch noch jährlich einer von dem königlichen Oberhofmeister, im Namen des Königs, gehalten. Außer diesen und denjenigen, die bey außerordentlichen Gelegenheiten geschehen, als bey großer Dürre oder Näsfe, Pest, Hunger und andern Landplagen, begnügt sich die Schlange mit dem täglichen Dienste, der ihr von den Priestern und Betas erzeigt wird. Dieser besteht in gewissen zu ihrer Ehre eingerichteten Gesängen und Tänzen, wenn sie ihr ihre Speise bringen, und in Geschenken und Opfern des Volks.

Ein Reisender, der eine Procesſion zu dem Tempel der Schlange nach der Krönung des Königes mit ansah, zählte dabey zwey hundert und sechs und sechzig Männer, und hundert und sechs und siebenzig Frauen. Als dieser Zug vor dem Tempel anlangte, so warfen sie

sich, ohne in den Hof hinein zu gehen, mit dem Gesichte auf die Erde vor dem Thore nieder, schlugen die Hände zusammen, streueten Staub auf den Kopf, und jauchzten laut. Indessen stellten sich die Musikanten beyderley Geschlechts auf die Seiten, und machten ein entsetzliches Getöse, wobey die Soldaten beständig aus ihrem Gewehre feuerten. Die Frauen des Königs, die seine und seiner Mutter Geschenke trugen, warteten und stellten sich in dem äußersten Vorhofe in eine Reihe, bis diese Prinzeßin hinein trat, und die Geschenke dem Opferpriester übergab. Hierin standen ihr der königliche Kammerdiener, der Cärimonienmeister, und drey von dem Hausfrauenzimmer bey, welches die einzigen Personen waren, die in den Tempel gelassen wurden.

Man sieht aber nicht, daß diese Prinzeßin die Schlange zu sehen bekommt. Denn dieß ist eine Gnade, die selbst dem Könige nicht vergönnet ist, welcher nicht in die erste Halle hinein gehen darf, sondern sein Gebet an die Schlange durch den Mund des Opferpriesters verrichtet, der ihm die Antworten, wie er es für gut findet, zurück bringt. Hierauf kehrt der Zug in eben der Ordnung zurück, wie er gekom-

gekommen ist. Die jährliche Wallfarth, die ehemals der König selbst verrichtete, war wegen der Geschenke, die dabey auch an die Grossen vertheilt wurden, sehr kostbar. Daher läßt sie der König itzt durch eine seiner Frauen verrichten.

Die Einkünfte, welche der König aus dem Schlangenhause zieht, sind nicht geringe. Denn der König und die Priester halten alle Jahre, von der Zeit an, da der Maiz gesäet, bis er Manns hoch wird, eine große Erndte. Das Volk glaubt, die Schlange fienge in dieser Zeit alle Abende und Nächte die schönsten jungen Frauen, die ihr gefielen, auf, und mache sie aberwitzig. Daher müssen sie ihre Eltern oder Verwandten in ein besondres zu diesem Ende aufgerichtetes Haus bringen lassen, wo sie etliche Monate über bleiben, um, wie gesagt wird, von ihrer Raserey befreyet zu werden. In dieser Zeit müssen ihre Angehörigen sie mit allen Arten von Bedürfnissen versorgen, und das in solcher Menge, daß der Priester sehr wohl davon leben kann.

Wenn die Zeit der Verwahrung vorüber ist, und sie von der Krankheit geheilt sind, womit sie niemals behaftet gewesen; so erhalten sie

 die

die Erlaubniß, wieder wegzugehn. Vorher aber müssen sie erst nach Beschaffenheit des Vermögens ihrer Angehörigen die Kur und den Aufenthalt bezahlen, welches eins ins andre gerechnet für jede auf fünf Pfund Sterling beträgt. Da nun etliche tausend Frauenzimmer auf diese Art verschlossen werden; so muß eine große Summe heraus kommen. Ein jeder mittelmäßiger Flecken hat zu diesem Behufe ein besondres Haus, und die Großen wohl zwey bis drey.

Alles Geld, das auf diese Art zusammen kommt, ist, wie vorgegeben wird, zum Gottesdienste bestimmt. Ein Reisender aber versichert, daß er gewiß wisse, der König bekomme einen starken Antheil davon.

Das Volk glaubt, daß eine Frauensperson, so bald sie von einer Schlange angerührt würde, untrüglich rasend werden müßte. Dieses ist eine heilige oder gottesdienstliche Raserey, wie ehemals bey den Bachantinnen, oder denen, die die Orakel aussprachen. Die Personen, die hier darein verfallen, zerbrechen und verderben alles, was ihnen in den Weg kommt, und machen sich aller tollen Handlungen schuldig, wovon sie nicht eher ablassen,

als

als bis sie an den oberwähnten Ort gebracht werden.

Die Leute bemühten sich sehr, einen Reisenden zu überreden, daß eine Schlange vermögend sey, eine Jungfrau aus einem Hause zu holen, wenn sie gleich fest angeschlossen wäre. Aber ein Neger, mit dem er genauer bekannt war, entdeckte ihm die wahre Beschaffenheit. Die Priester nöthigen nämlich alle Frauenspersonen, die von der Schlange noch nicht berührt sind, entweder durch Drohungen oder Verheißungen, wenn sie keine Leute um sich sehen, daß sie auf den Gassen herum schwärmen und schreyen müssen, die Schlange hätte sie angegriffen, und ihnen geheißen, in das Schlangenhaus zu gehen. Ehe ihnen jemand zu Hülfe kommen kann, ist die Schlange verschwunden und die Frauensperson von Sinnen gekommen, welches ihre Angehörigen zwingt, den Befehl der Schlange zu vollziehen. Wenn sie wieder aus dem Tollhause gelassen werden; so drohet man ihnen, daß sie ganz gewiß lebendig verbrannt werden würden, wenn sie das Geheimniß offenbarten. Und die Priester sind auch in der That mächtig und grausam genug,

daß sie ihre Drohung wahr machen würden, wenn jemand dieses thäte.

Eben dieser Neger erzählte in dieser Rücksicht eine Geschichte, die sich zwischen ihm und einer von seinen Frauen zugetragen hatte. Diese stellte sich, auf Anstiften der Priester, an einem Abende närrisch, und zerbrach, wie es gewöhnlich ist, alles, was sie erreichen konnte. Er aber, der sehr wohl wußte, woher diese Krankheit rührte, nahm sie bey der Hand, als ob er sie ins Schlangenhaus führen wollte, brachte sie aber, statt dessen, in eine Factorey, und bot sie feil. Als sie sah, daß es sein Ernst war, wurde sie sogleich von ihrer Raserey befreyet, fiel auf die Knie, bat um Verzeihung, und betheuerte, daß sie sich nie wieder so vergehen wollte, worauf er ihr verzieh.

Wenn einige unter den Negern diesen Betrug einsehen; so stellen sie sich wenigstens unwissend, sowohl um sich bey dem Könige und den Priestern in Gunst zu erhalten, als auch um ihrer eignen Sicherheit willen. Denn diejenigen, die sich ihnen widersetzten, würden in große Gefahr ihres Lebens gerathen. Davon sah ein Reisender eine Geschichte mit an. Die Frau des Hauptmann Thomas, eines

nes Schwarzen von der Goldküste, der durch sein gutes Verhalten zu der Stelle eines Hauptmanns und Dollmetschers bey den Engländern gelangt war, wurde rasend, und gab vor, die Schlange habe sie ergriffen. Er, der in der Religion des Landes unerfahren war, ließ sie in Ketten legen, anstatt sie in das Schlangenhaus zu führen. Dieses erbitterte die Frau so, daß sie ihn heimlich bey den Priestern verklagte. Oeffentlich wollten diese nicht gegen ihn verfahren, sondern brachten ihm Gift bey.

V. Priester und Priesterinnen in Whidah.

Der Gottesdienst wird hier von Männern und Frauen zugleich abgewartet, und beyde werden in solchen Ehren gehalten, daß sie um keiner Verbrechen willen, sie mögen seyn wie sie wollen, am Leben gestraft werden können. In neuern Zeiten hat es jedoch der König mit Einwilligung seiner Großen gewagt, dieser Gewohnheit zuwider zu handeln, wiewohl nicht ohne große Ursache. Denn einer von diesen Leuten hatte mit dem Bruder des Königs eine Verschwörung gegen den König und das Reich gemacht, weshalb beyde hingerichtet wurden.

Die Fetische oder Priester haben ein Oberhaupt, welches der große Fetisch oder der hohe Priester heißt, und gleiche Ehre mit dem Könige genießet. Ja manchmal erzeigt man ihm noch größere, weil das Volk glaubt, eine Unterredung mit der Schlange, zu deren Dienste er bestimmt ist, mache ihn vermögend, die Plagen, welche das Land befallen, aufzuheben oder zu vergrößern. Hierdurch hat er das Mittel, den König, so oft es sein Nutzen erfordert, zu demüthigen, und von ihm und dem Volke alles, was er will, zu erpressen. Niemand, als er, kann in das innere Gemach der Schlange gehen.

Das Recht, ein Priester der Schlange zu seyn, ist einer gewissen Familie eigen. Der Hohepriester hat zugleich die Würde eines Grossen des Reichs, und unter ihm stehen alle andre Priester, und gehorchen seinen Befehlen. Diese Familie ist sehr zahlreich, und hat sich in verschiedene Linien getheilt. Alle vom männlichen Geschlechte sind gebohrne Priester. Sie sind leicht an den Mählern zu erkennen, womit sie in ihrer Kindheit gezeichnet werden. In der Kleidung sind sie von dem gemeinen Volke nicht unterschieden: doch haben sie die

Frey-

Freyheit, wie Große des Reichs gekleidet zu gehen, wenn es ihr Vermögen mit sich bringt.

Weder der hohe noch die übrigen Priester haben gewisse Besoldungen. Sie treiben ihre Gewerbe wie andre. Wenn ihnen dieses von statten geht, und sie durch die Menge ihrer Frauen, Kinder und Sclaven viel Land anbauen, starke Viehzucht haben, oder Sclaven einkaufen können, die sie hernach mit Vortheile absetzen; so stehen sie auch in Ansehen. Ihre sichersten Einkünfte aber sind in der Leichtgläubigkeit des Volks gegründet, welches sie, wie sie nur wollen, betrügen, und um das Seinige bringen. Hierzu haben sie eine Menge Kunststücke. Sie erpressen Opfer und Geschenke für die große Schlange, die sie zu ihrem Nutzen zu verwenden wissen, und durch diese Erpressungen sind oft ganze Familien verarmt.

Die Klugen und die Vornehmen, die eine Art von Freydenkern sind, oder vielmehr gar keine Religion haben, wissen es, daß ihre Priester Lügner und Betrüger sind, wie sie oft gegen die Weißen gestehen, auf die sie sich verlassen können. Sie müssen sich aber so verhalten, als ob sie das Gegentheil glaubten,

aus Furcht, die Priester mögten den Pöbel gegen sie aufhetzen.

Die Frauen, welche zum Priesterthume gelangen, wenn sie gleich zuvor Sclavinnen gewesen sind, werden eben so sehr, und noch mehr in Ehren gehalten, als die Priester, und prangen mit dem Titel der Kinder Gottes. Alle andere Frauen müssen einen sclavischen Gehorsam gegen ihre Männer haben: diese aber haben über ihre Männer und das Vermögen derselben nach ihrem Gefallen zu gebieten, und die Männer müssen fußfällig mit ihnen reden und sie bedienen. Die Verständigen unter jenen heirathen daher niemals eine Priesterin, oder lassen es leicht geschehen, daß ihre Frauen zu dieser Würde erhoben werden. Wenn es aber geschieht, so dürfen sie sich nicht dawider setzen, oder sie werden sonst zu einer scharfen Rechenschaft gefordert, und für Leute angesehen, die den ordentlichen Lauf des Gottesdienstes hindern wollen.

Diese Priesterinnen werden auf folgende Art gemacht. Alle Jahre wird eine gewisse Anzahl junger Mädchen ausgelesen, und der Schlange geheiligt, und zwar um die Zeit, wenn der Maiz grün steht. Alsdann halten

die

die alten Priesterinnen der Schlange ihre Werbungen. Sie gehn des Abends um acht Uhr, mit guten Keulen bewaffnet, aus ihren Häusern, und theilen sich in Haufen zu zwanzigen und dreyßigen, laufen durch die Stadt, und schreyen als ob sie toll wären: Nigo Bodiname, das ist: Ergreifet, Nehmet weg. Auf solche Art ergreifen sie alle junge Mädchen von acht bis zwölf Jahren, die sie außer den Häusern antreffen; und wenn sie nur nicht in die Häuser und Höfe hineingehen, welches wider die Gesetze ist; so erkühnet sich niemand, sich ihnen zu widersetzen. Denn sie müssen sich fürchten, von diesen Furien vor den Kopf geschlagen zu werden, welchen die Priester, die mit ihnen gehen, Hülfe leisten.

Alle, die diese alten Frauen fangen, bringen sie in ihre Wohnungen, wo sie gewisse Kammern zu ihrer Verwahrung, Unterweisung und Bezeichnung haben. Sie melden es auch ihren Eltern, wo sie hingekommen sind, und diese halten die Wahl oft für eine so große Ehre, daß sie ihre Töchter freywillig zum Dienste der Schlange anbieten. Der Umlauf der Priesterinnen geht durch das ganze Königreich, und dauert ordentlich vierzehn Tage, wenn nicht

die

die Anzahl, die man braucht, eher zusammengebracht wird. Ist dieß nicht, so fahren sie so lange fort, bis die Anzahl voll ist.

Wenn diese Mädchen eingeschlossen sind, so begegnen ihnen die alten Priesterinnen etliche Tage lang freundlich, und lehren sie solche Tänze und Gesänge, welche zum Dienste der Schlange gehören. Alsdann bezeichnen sie sie, indem sie ihnen mit eisernen Messern Figuren von Thieren, Blumen und besonders Schlangen in den Leib schneiden. Da diese Verwundungen große Schmerzen und Verlust von Blute verursachen müssen, so ziehen sie oft Fieber nach sich. Aber die alten Priesterinnen, welche es verrichten, haben kein Mitleiden mit ihrem Geschrey, und die Mädchen haben sich auch keiner Hülfe zu getrösten, da sich niemand untersteht, an ihr Gefängniß hinan zu gehen. Wenn die Kur vorbey ist, so sieht ihre Haut sehr artig wie ein feiner schwarzer geblumter Atlas aus, und ist ein Zeichen, daß sie der Schlange geheiligt sind. Dieses bringt ihnen bey dem Volke Ehrerbietung zuwege, und giebt ihnen besondre Freyheiten, vornehmlich diese, daß ihre Männer ihnen unterworfen seyn müssen, wenn anders jemand sie heirathen will.

Denn

Denn sollte es sich ihr Ehemann in den Sinn kommen lassen, eine zu schelten oder zu bestrafen, so würde er sich der Gefahr aussetzen, daß die alten Priesterinnen insgesammt zu ihm kämen, und ihn für seine Verwegenheit bestraften. Sobald diese Dienerinnen der Schlange völlig geheilt und unterwiesen sind; so sagt man ihnen, die Schlange selbst habe sie bezeichnet, und sie müßten sich stellen, als ob sie das für wahr hielten, sie mögten auch dabey denken was sie wollten. Es wird ihnen auch verboten, etwas von dem, was sie gesehen oder gehört haben, zu offenbaren; denn sonst wolle sie die Schlange wegnehmen und lebendig verbrennen.

Alsdann tragen ihre Lehrerinnen sie bey einer dunkeln Nacht in ihre vormaligen Häuser zurück, wo sie sie an der Thürschwelle liegen, und ihre Eltern rufen lassen. Diese empfangen sie ordentlich sehr freundlich, und sagen der Schlange für die Ehre Dank, die sie ihrer Familie erwiesen, da sie ihre Kinder zu ihrem Dienste erwählt, und sie mit ihren Kennzeichen bezeichnet habe. Etliche Tage hernach fordern die alten Priesterinnen den Eltern die Kosten ab, welche sie für den Aufenthalt ihrer Kinder

im

im Schlangenhause verlangen, und die sie nach ihrem eignen Gefallen meistens sehr hoch ansetzen. Davon lassen sie auch nicht einen Heller nach, und fordern vielmehr auf die geringste Weigerung doppelt oder dreyfach so viel. Von dieser eingetriebenen Schatzung bekommt einen Theil der Hohe, den andern die gemeinen Priester, und den dritten behalten sie für sich selbst.

Die jungen Frauenspersonen bleiben bey ihren Eltern, und gehen von Zeit zu Zeit in das Haus, wo sie eingeweihet worden sind, um die Tänze und Gesänge, die sie zu Ehren der Schlange gelernt haben, zu wiederholen. Wenn sie mannbar sind, nämlich im vierzehnten oder funfzehnten Jahre, wird die Cärimonie ihrer Verehelichung mit der Schlange vollzogen. Die Eltern, die auf diese Verbindung stolz sind, geben bey dieser Gelegenheit ihren Töchtern die feinsten Pagnes und den kostbarsten Schmuck, der in ihrem Vermögen ist. Sie werden in Cärimonie in den Tempel der grossen Schlange geführt, wo sie bey Nacht zwey oder drey auf einmal in eine Grube hinab steigen, die auf beyden Seiten Gewölber hat, in welchen, wie man sagt, zwey oder drey Schlangen

gen, als Auwälde der großen Schlange sich befinden. Wenn sie darin sind, so tanzen und singen die Priesterinnen und ihre Gesellinnen nach dem Klange der Instrumente, um den Ort herum, aber doch in einer solchen Entfernung, daß sie nichts hören können, was vorgeht. Nach Verlauf einer Stunde werden sie heraus gerufen, und alsdann als Frauen der großen Schlange betrachtet.

Man sagt, diese Anwälde wären andre Creaturen, die zur Verehelichung geschickter sind, als die Schlangen, und die Früchte dieser Begebenheit, die nach einer gewissen Zeit zum Vorschein kämen, hätten menschliche Gestalt. Den folgenden Tag werden diese Bräute abermals in Proceßion zu ihren Eltern geführt, und alsdann in die Gesellschaft der Priesterinnen gelassen. Sie fangen an, gleiche Rechte mit ihnen zu genießen, und an den Opfern Theil zu nehmen, welche ihrem Ehemanne, der Schlange, gebracht werden. Wenn sie einen andern Mann nehmen, so muß dieser eine solche Ehrerbietung gegen sie tragen, daß er kniend mit ihnen redet, ihren Willen vorgehen läßt, und sich ihrer Gewalt unterwirft. Diese Frauen werden Beta genannt,

und es fehlet ihnen selten an Männern, zumal wenn sie schön sind. Ist das nicht, so verkaufen sie gemeiniglich ihre Gunstbezeugungen so hoch als sie können.

Jede Priesterin hat ihre besondre Wohnung und eine gewisse Anzahl Mädchen unter ihrer Aufsicht. Sie sind die Kupplerinnen derselben, und verkaufen ihre Gunstbezeugungen für Geld. Die Kaboschiren erkaufen oft ihre Einwilligung, um die ihnen anvertrauten Mädchen in ihre Gewalt zu bekommen. Und um diese zu hintergehen, geben sie vor, sie hätten eine Unterredung mit der Schlange gehalten, und diese hätte ihnen gesagt, wie angenehm es ihr seyn würde, wenn sie dieser oder jener Person günstig wären. Wenn sie so viel über ihre Leichtgläubigkeit gewonnen haben; so lehren sie sie allerhand verstellte Geberden machen, um dadurch den Preis höher hinauf zu treiben, und versprechen ihnen, daß sie für diese Gefälligkeit im Lande der Schlange reichlich belohnt werden sollten. Dieß ist, nach ihrer Beschreibung weit anmuthiger als das, worinn sie sich itzt befinden. Sie sagen dabey, die Schlange selbst werde da weit liebenswürdiger seyn: denn itzt habe sie ihre häßlichste Gestalt angelegt,

legt, damit der Gehorsam gegen sie desto verdienstlicher wäre. Einem Mädchen, welche etwas davon entdeckte, stünde gewiß der Tod bevor, und niemand würde es gegen die Versicherung eines Priesters oder einer Priesterin glauben, oder wenn er es auch glaubte, sich öffentlich zu behaupten getrauen, daß sie ermordet wäre.

VI. Von den Strafgesetzen in Whidah.

Die Regierung in Ansehung der bürgerlichen und Kriegssachen beruht hier auf den König und die Großen des Reichs. In peinlichen Fällen aber versammelt der König seinen Rath, der aus verschiedenen auserlesenen Personen besteht, eröffnet ihnen die Klage, und fragt einen jeden um sein Gutachten. Gefällt ihm der Ausspruch, so wird er vollzogen; wo nicht, so straft er nach seinem königlichen Willen und Gutbefinden.

Wenige Laster werden hier mit dem Tode bestraft. Dieß sind der Todtschlag und der Ehebruch mit einer Frau des Königs oder eines Großen des Reichs. Seit fünf oder sechs Jahren, sagt ein Reisender, sind zwey Schwar-

ze des Todtschlags wegen hingerichtet worden. Sie wurden lebendig aufgeschnitten, und das Eingeweide heraus genommen und verbrannt. Darauf wurden die Körper mit Salz angefüllt, und auf einen Pfahl in der Mitte des Markts gesteckt.

Vier Jahre nachher ward ein Neger gefangen, der sich mit einer von den Frauen des Königs zu vertraut gemacht hatte. Er wurde zugleich mit seiner Mitschuldigen auf den Richtplatz in freyem Felde gebracht. Hier ward er als ein Ziel hingesteckt, nach welchem verschiedene große Herrn Wurfspieße schossen, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen, wodurch der Missethäter sehr gemartert wurde. Darauf ward er in Gegenwart der Frauensperson verstümmelt und genöthigt, das Abgeschnittene selbst ins Feuer zu werfen. Nachher wurden sie beyde an Händen und Füßen gebunden, und in eine tiefe Grube geworfen, wo der Scharfrichter aus einem Topfe, der am Feuer kochte, nach und nach Wasser auf sie goß, bis er halb aus war. Darauf wurde das übrige auf einmal hinein geschüttet, die Grube mit Erde ausgefüllt, und sie so lebendig begraben. Man hat noch eine andere ähnliche Art, dergleichen

Ver-

Verbrecher hinzurichten, die eben so barbarisch und grausam ist.

Wenn die Frau eines Großen im Ehebruche begriffen wird, so hat der beleidigte Ehemann die Freyheit, sie hinzurichten, oder an die Europäer zu verkaufen. Wenn er sie tödten will, so läßt er ihr durch den Scharfrichter den Kopf abhauen, oder sie mit einem Stricke erwürgen. Er darf auch deshalb dem Könige keine Rechenschaft geben, sondern bezahlt blos dem Scharfrichter seine Gebühr. Da er aber über den Mann, welcher ihn beschimpft hat, keine Gewalt besitzt, er müßte ihn denn auf der That ergreifen, in welchem Falle er ihn tödten kann, so hat er keinen andern Weg, als bey dem Könige Recht zu suchen, welcher den Schuldigen zum Tode verdammt.

Manchmal bedient sich der König seiner Frauen zur Vollziehung seiner Urtheile. Dieses geschieht, indem er drey oder vierhundert von ihnen in das Haus des Verbrechers schickt, daß sie es ausräumen und dem Erdboden gleich machen sollen. Denn da einem jeden bey Todesstrafe verboten ist, sie anzurühren; so sind sie im Stande, seine Befehle ohne die geringste Störung zu vollziehen. Seine Frauen

von der dritten Ordnung braucht der König dazu, alle seine Befehle in der Stadt Sabi zu vollziehen. Wenn er jemand bestrafen will, so schickt er sie mit langen Ruthen oder Stangen aus. Der Pöbel, der ihnen große Ehre erzeigt, zieht ihnen allenthalben nach, und ihr Vorhaben schlägt ihnen selten fehl. Wenn sie das Haus des Beklagten erreichen; so deuten sie ihm den Willen des Königs an, und weil da an keinen Widerstand zu denken ist; so fangen sie den Augenblick an, das Haus zu plündern, und alle seine Güter zu verbrennen und zu verwüsten; so daß in wenig Minuten alles geschehn ist. Die Könige haben sich auch manchmal dieses Mittels bedient, die Großen des Reichs, die ihnen mißfielen, zu demüthigen. Es geschieht dieß aber selten: denn obgleich die Macht der Könige sehr willkührlich ist, so scheuen sie sich doch vor denselben, und schreiten selten gegen sie bis zum äußersten. Manchmal aber, wenn die Großen des Reichs mit dem Könige in Mißverständniß gerathen, so schickt er zwey bis dreytausend solcher Frauen aus, die das Land desjenigen verheeren, der sich zu keinem billigen Verständnisse bequemen will. Die hohe Ehrerbietung, welche diesen

Frau-

Frauen bezeigt wird, und die sich kein Mann anzurühren erkühnet, nöthigt die allerwiderspenstigsten, daß sie sich lieber in der Güte setzen, als sich von diesen Furien auffressen lassen, oder ein Grundgesetz des Reichs übertreten.

Andre Vergehungen werden meistens mit Geldstrafen belegt, die der König alle selbst einzieht. In solchen Fällen zieht er auch niemanden zu Rathe, als etwa seinen Günstling.

Leugnet ein Beklagter die Anklage, so muß er sich durch Fetische, wie auf der Goldküste, rechtfertigen. Sie werden auch sehr oft an einen Fluß, nicht weit von der königlichen Residenz, gebracht, dem die seltsame Eigenschaft zugeschrieben wird, daß alle Schuldige, die hinein geworfen werden, sogleich ersaufen. Da aber die Schwarzen im Schwimmen sehr erfahren sind, so hat man niemals gehört, daß dieser Fluß jemanden seiner Vergehungen halber überzeugt hätte, sondern sie kommen alle gesund wieder heraus. Dennoch aber müssen sie dafür dem Könige etwas gewisses bezahlen, und zu diesem Ende allein ist vermuthlich diese Art von Probe eingeführt. Die Unterkönige folgen gemeiniglich eben dieser Regel, und ver-

dammen die Uebelthäter, eine gewisse Summe zu ihrem Nutzen zu entrichten.

Bey feyerlichen Verbindungen ist hier noch eine andre Cärimonie im Gebrauche. Die Partheyen machen nämlich ein kleines Loch in die Erde, worein sie etwas von ihrem Blute tröpfeln lassen. Darauf vermengen sie es mit ein wenig Erde, und ein jeder trinkt von dieser Vermischung so viel als er kann. Dieses betrachten sie als eine feyerliche Verbindung, um einerley Endzweck zu haben, einerley Glück zu theilen, und nichts vor einander geheim zu halten. Sie glauben fest, daß das geringste Versehen dabey den Tod nach sich ziehen würde.

Wenn ein Schuldner nicht vermögend ist, zu bezahlen, so erlaubet der König dem Gläubiger, ihm seine Frauen und auch seine Kinder für die erforderliche Summe zu verkaufen. Man hat auch noch ein andres außerordentliches Gesetz zum Besten der Gläubiger, von welchem weder der König noch die Großen des Reichs ausgenommen sind. Wenn nämlich der Gläubiger mit einer Person zu thun hat, die er wegen ihrer Macht oder Würde weder verkaufen noch mit Arrest belegen kann; so fordert er in Gegenwart der Zeugen dreymal seine

Schuld

Schuld von ihm, und alsdann hat der Gläubiger das Recht, den ersten Sclaven, der ihm begegnet, wegzunehmen, er mag zugehören wem er will, und wäre es auch dem Könige selbst; denn die Sclaven der Europäer allein sind von diesem Gesetze ausgenommen. Wenn er dieß thut, so sagt er mit lauter Stimme: ich nehme diesen Sclaven beym Kopfe um des und des willen, der mir so und so viel schuldig ist. Der Herr des Sclaven muß alsdann, wenn er diesen wieder haben will, die gehörige Summe bezahlen, und dieß zwar binnen vier und zwanzig Stunden: sonst kann ihn der Gläubiger an jemand anders verkaufen, um sich selbst bezahlt zu machen. Alsdann wird der Herr des Sclaven der Gläubiger von dem ersten Schuldner, um des willen der Sclave weggenommen worden. Aus dieser Ursache brauchen sie die Vorsicht, den Sclaven eines reichen oder mächtigen Mannes zu nehmen, um auf solche Art desto eher zu ihrer Schuld zu gelangen. Diese Gewohnheit hat ihr Gutes und Schlimmes. Sie hilft dem Gläubiger zu seinem Rechte, setzet aber auch oft reiche Leute in Gefahr, andrer Leute Schulden zu bezahlen.

Das Gesetz der Wiedervergeltung ist hier auch sehr üblich. Der Todtschlag wird mit dem Tode, die Verstümmelung eines Gliedes mit einem ähnlichen Verluste bestraft. Manchmal wird auf Fürbitte die Todesstrafe von dem Könige in ewige Verbannung verwandelt, und der Uebelthäter an die Europäer verkauft. Die Familie und Güter des Verurtheilten aber fallen dem Könige zu.

Mordbrenner werden lebendig verbrannt. Indessen kommen dergleichen Verbrechen selten vor. Der Diebstahl aber ist desto gewöhnlicher. Doch wird der Dieb, wenn er gefangen wird, und den verursachten Schaden nicht ersetzen kann, in die Sclaverey verkauft.

Der König und die Großen des Reichs haben ihre besondere Gefängnisse zur Verwahrung der Uebelthäter und derjenigen Sclaven, die von ihren Eigenthümern zu mehrerer Sicherheit hineingesetzet werden, wofür sie etwas gewisses bezahlen müssen. Alsdann aber müssen sie vor dieselben einstehen, und wenn einer davon läuft, dem Eigenthümer desselben den Werth bezahlen.

VII. Thronfolge und Krönung der Könige von Whidah.

Dieß Königreich erbt ordentlich auf den ältesten Sohn, es müßten denn die Großen des Reichs besondre Ursachen haben, ihn auszuschließen, und die Krone einem von seinen Brüdern zu geben, welches im Jahr 1725 geschah. Die Krone kann aber nur auf diejenigen Söhne fallen, die nach der Krönung des Vaters geboren sind, und die vor dem Antritte seiner Regierung gebornen haben keinen Anspruch darauf.

Ein andres unveränderliches Gesetz des Reichs ist, daß die Großen des Reichs den Thronfolger, so bald er geboren ist, in die Provinz Zinghe, an den Gränzen des Reichs gegen Westen, bringen lassen, wo er als der Sohn einer Privatperson auferzogen wird, ohne daß man ihm seine Geburt und den Stand, wozu er bestimmt ist, entdeckt, oder ihm die zur Regierung erforderlichen Eigenschaften beyzubringen sucht. Niemand darf ihn besuchen, oder einen Besuch von ihm annehmen. Derjenige, welcher die Aufsicht über ihn führet, weiß das Geheimniß seiner Geburt. Er muß

es aber bey Verlust seines Lebens vor ihm verbergen, und ihn als eins von seinen Kindern halten.

Die Absicht der Großen von Whidah bey dieser Einrichtung ist die, daß sie den Thronfolger in einer Unwissenheit der Angelegenheiten seines Reichs, und der Grundsätze, es zu regieren, erhalten wollen, damit er hernach genöthigt ist, sie in allen Fällen zu Rathe zu ziehen, und die Last der Regierung auf ihre Schultern zu legen. Auf solche Weise verbleibt die Macht beständig in ihren Händen, indem ihre Aemter erblich sind, und der älteste Sohn allezeit dem Vater in seinen Ehrenstellen und Gütern nachfolget. Der König wird nicht unmittelbar nach dem Antritte seiner Regierung, oder wenn er von Zinghe hergebracht worden, gekrönt. Es verstreichen viele Monate und oft Jahre, ehe dieß geschieht, indem die Großen des Reichs die Zeit dazu ansetzen, nachdem es ihren Absichten gemäß ist. Sieben Jahre aber sind der längste Zeitpunkt, daß sie verschoben werden kann. Diese ganze Zeit hindurch ist die Regierung mehr in ihren Händen als in den Händen des Königs. Dieser wird zwar indessen als König bedient, besucht

und verehrt, aber er darf nicht aus seinem Palaste heraus gehen.

Wenn sie sich endlich über einen Tag zur Krönung verglichen haben, so zeigen sie solchen dem Könige an, welcher sie sodann in seinem Palaste zusammen kommen läßt, wo ein grosser Rath gehalten, und darin das Gutachten der Edeln durch die allgemeine Einstimmung bestätigt wird. Dieses macht der König durch Abfeurung von siebenzehn Kanonen des Nachts um eilf Uhr öffentlich kund, wenn die Rathsversammlung auseinander geht. Die Stadt Sabi oder Xavier giebt unmittelbar darauf ihr Vergnügen darüber durch ein lautes Freudengeschrey des Volks zu erkennen, welches sich von einem Dorfe zum andern ausbreitet; so daß nach Verfließung von weniger als einer Stunde diese Zeitung in die entferntesten Gegenden dieses kleinen aber stark bevölkerten Reiches gedrungen ist.

Der hohe Opferpriester, der Beti heißt, ermangelt nicht, den folgenden Morgen in den Palast zu gehen, und dem Könige im Namen der großen Schlange anzubefehlen, daß er die gehörigen Opfer bereiten soll. Da dieses heilige Thier stumm ist, so thut es seine Absich-

ten

ten durch seinen Diener kund: und wenn es die liebsten Frauen des Königs begehren sollte; so würde er gezwungen seyn, sie hinzugeben. Bey der Krönung eines Königs, die 1725 geschah, verlangte sie einen Ochsen, ein Pferd, ein Schaf und einen Vogel. Diese vier Thiere wurden in dem Palaste eingeweiht, und hernach mit Cärimonien auf die Mitte des öffentlichen Platzes oder Marktes geführt. Auf jeder Seite dieser Opfer lagen neun kleine mit Palmöle bestrichene Hirseblätter, und daneben hatte der hohe Opferpriester eine Stange neun bis zehn Fuß lang aufgerichtet, an der oben ein Stück Leinewand auf Art einer Fahne angemacht war. Diese ganze Cärimonie ward unter dem Schalle der Trompeten, Trommeln und Flöten, und unter lautem Jauchzen des Volkes vollzogen. Die todten Opferthiere ließ man liegen, und gab sie den Vögeln preiß, indem niemand bey Todesstrafe sich hinzu nahen, oder sie berühren durfte.

Sobald diese Cärimonie vorbey war, giengen achtzehn königliche Frauen von der dritten Ordnung aus dem Palaste. Vor ihnen her giengen die königlichen Hoboisten mit vier Trommelschlägern, und hinter ihnen marschirten

zwan-

zwanzig Muskatier. Die vornehmste von den Frauen gieng zuletzt, und trug ein thönern Bild. Dieses war eine grobe Figur eines sitzenden Kindes, welches sie neben den Opferthieren niederlegte. Diese Frauen sangen im Hin- und Hergehen ein Lied, welches sehr wohl mit der Musik übereinstimmte. Alles anwesende Volk machte zur Seite Platz, fiel auf die Erde nieder, und jauchzte vor Freuden so lange, bis sie wieder ins Seraglio hinein waren.

Hierauf begaben sich alle Großen des Reichs in ihrem größten Staate und in Begleitung aller ihrer Bedienten und Sclaven in den Palast. Daselbst fallen sie einer nach dem andern vor dem leeren Throne nieder, und kehren alsdann zurück.

Diese Cärimonie dauert vierzehn Tage, und während der ganzen Zeit hört man nichts als Geschrey, Flinten, Kanonen und Raketen.

Sobald die Großen ihre Huldigung geleistet haben, schicken sie einen aus ihrem Mittel mit einem prächtigen Gefolge nach Ardrah, um einen von den Großen dieses Königreichs abzuholen, dessen Familie von undenklichen Zeiten her das Recht hat, die Könige von Whidah zu krönen. Dieser Herr wird mit seinem gan-

zen Gefolge frey gehalten, und ihm auf seiner Reise mit der größten Ehrerbietung begegnet. Nicht weit von Sabi muß er vierzig Tage ausruhen, und er darf während der Zeit nicht dahin kommen, sondern wird von den Großen besucht, beschenkt, und vom Könige bewirthet. Nach vorhergegangnen Cärimonien hält er seinen Einzug in Sabi mit grossem Gepränge, und nachdem noch einige Zeit verstrichen ist, in welcher er Besuche annimmt und giebt, und das Volk Proceßionen zum Tempel der großen Schlange hält, um für den neuen König zu bitten, geht endlich die Krönung vor sich. Sie geschieht mit großer Pracht. Zwey Zwerge des Königs, die gegen seinem Throne über stehen, stellen ihm einer nach dem andern die guten Eigenschaften seines Vorgängers vor, erheben seine Gerechtigkeit, Freygebigkeit und Güte, und ermahnen den neuen König, ihm nicht allein nachzuahmen, sondern ihn auch zu übertreffen. Der Große von Ardrah nimmt darauf den Helm von dem Kopfe des Königs, und indem er ihn in der Hand hat, wendet er sich zu dem Volke, und wiederholt dreymal die Worte: Hier ist euer König, seyd ihm getreu, und euer Gebet soll von dem Könige von

Ardrah

Ardrah meinem Herrn gehört werden. Den Tag nachher macht der König seinen Großen Geschenke, und diese erwiedern sie mit weit größern. Das Freudenfest dauert hernach noch vierzehn Tage, und endigt sich mit einer Proceßion zu dem Tempel der großen Schlange.

VIII. Einkünfte, Pracht und Ausgaben des Königs.

Die Einkünfte des Königs werden aus seinen Ländereyen gehoben, ferner aus den Zöllen, die auf alles, was gekauft oder verkauft wird, gelegt sind, aus den Abgaben und Geschenken der Europäer, und aus den Geldbussen und Einziehungen der Güter.

Die königlichen Ländereyen liegen in verschiedenen Provinzen von Whidah. Daher kommen alle Lebensmittel in seine Haushaltung. Da er sie aber nicht alle verbrauchen kann, so verkauft er den Ueberreſt mit großem Vortheile, und dieß macht einen der besten Theile seiner Einkünfte aus. Diese Ländereyen werden ihm ohne Unkosten gepflügt, und die Frohndienste erstrecken sich so weit, daß er den Unterthanen nicht einmal Wasser zu geben

verbunden ist. Diese dürfen auch ihre eignen Felder nicht eher besäen, bis die Arbeit für den König geschehen ist. Diesen Dienst müssen sie dreymal im Jahre leisten, und das Zeichen dazu sind drey Kanonen, die den Abend vorher, ehe sie zusammen kommen, abgefeuert werden. Auf dieses Zeichen führen die Edelleute ihre Leute den folgenden Morgen mit Anbruche des Tages vor den königlichen Palast, wo sie eine Viertelstunde lang singen und tanzen. Die Hälfte derselben ist wie zur Schlacht bewaffnet, und hat Trompeten, Trommeln und Flöten; die andre Hälfte hat Spaden, welche ihr einziges Instrument zum Pflügen sind. Das Eisen daran ist eine Hand breit, und von ihnen selbst geschmiedet. Es ist dünne, und mit einer Röhre versehen, wo man den Stiel hinein stecket, welcher in einen Winkel gebogen ist. Dieses Instrument ist so bequem, daß der Arbeiter sich zu seiner Arbeit nicht bücken darf.

Wenn diese Leute eine Zeitlang vor dem Thore des Palastes gesungen und getanzt haben, da indessen die Edelleute den königlichen Befehl von dem ersten Kammerdiener empfangen; so laufen sie an ihre bestimmten Oerter. Und da

die Bewaffneten nach der Musik neben dem Herrn, der die Aufsicht über das Werk hat, singen und tanzen; so arbeiten die Ackersleute munter nach dem Schalle der Instrumente, so daß es eher eine Ergötzlichkeit, als eine Arbeit zu seyn scheint. Sie ziehen tiefe Furchen in dem Lande, und die in dem königlichen werden tiefer gezogen, als in der Unterthanen ihren. Zwey Tage hernach pflanzen oder säen sie, und des Abends kehren sie zurück, singen und tanzen vor dem Palaste, da indessen die Edelleute, die die Aufsicht über das Werk geführt haben, dem Könige Bericht erstatten, worauf jedermann wieder nach Hause geht.

In den Provinzen sorgen die Statthalter für die Bestellung und das Einerndten der königlichen Früchte, auf die nämliche Art. Durch eben solche Dienste wird auch der königliche Palast und der Tempel der großen Schlange erbauet, und in gutem Stande erhalten.

Die Zölle und Steuern sind nach dem Verhältnisse des Landes sehr groß. Der König erhebt den Zehnten von allem, was auf den Märkten verkauft, oder in das Land eingeführt wird, es sey von welcher Art es wolle. Er verpachtet sie nicht, sondern hat auf tau-

 send

send Einnehmer hin und wieder auf allen Strassen und Pässen, die zu den Marktplätzen gehen, um den Zoll einzusammeln. Dieser beläuft sich auf eine unglaubliche Summe, da von allem, was gekauft oder verkauft wird, der Zehnte entweder an Gelde oder in der Sache selbst entrichtet werden muß. Wenn es ehrlich damit zugienge, so würde der König dadurch sehr reich werden; aber die Einnehmer schöpfen so viel davon ab, daß kaum ein Viertel an ihn kommt. Doch wenn jemand von ihnen des Unterschleifes schuldig befunden werden sollte, so würde die geringste Strafe diese seyn, daß er selbst, seine Familie und seine Güter zum Nutzen des Königs verkauft würden. Da die Zölle an den Gränzen auf nichts gewisses festgesetzt sind, so treiben die Zollbedienten so viel ein, als sie können. Niemand ist davon ausgenommen, als die Europäer und die Großen des Reichs mit ihren Hausgenossen.

Selbst der Zoll, der von den Fischen bezahlt wird, wäre mehr als hinlänglich, einen Negerkönig reich zu machen, wenn er nur den vierten Theil davon bekäme, da er hingegen nur so viel davon hat, als ihm die Betrügerey seiner

ner Einnehmer übrig läßt. Die Einkünfte von diesem Zolle sind zum Unterhalte der königlichen Frauen bestimmt.

Die Hälfte von allen Zöllen und Geldbußen in den Statthalterschaften gehören dem Könige zu, aber auch davon bekommt er kaum den vierten Theil. Die Einziehung von Personen und Gütern, die er allein bekommt, tragen große Summen ein.

Dieser Staat, einer von den kleinsten in Guinea, ist ohne Goldbergwerke, Elfenbein oder andre kostbare Waren, einer der blühendsten und reichsten blos durch den Sclavenhandel, der hier von großer Wichtigkeit ist. Und eben so groß ist auch der Vortheil des Königs dabey, welcher von jedem Kopfe, der in seinen Herrschaften verkauft wird, eine gewisse Summe bekommt, wiewohl er auch hierbey von den Einnehmern stark betrogen wird.

Die Zölle auf die ein- und ausgehenden Waren sind auch sichere Einkünfte. Jedes europäische Schiff erlegt zum wenigsten einen Zoll von zwanzig Sclaven am Werthe, die Geschenke und Darlehne ungerechnet, welche für diejenigen, die sie geben, so gut als verlohren sind. Ein jedes Schiff, das hier handelt,

 giebt

giebt durch die Handlung oder andre Abgaben, dem Könige auf vier hundert Pfund Sterling an Zolle, und manchmal kommen in einem Jahre auf funfzig Schiffe hierher, obgleich zu andern Zeiten nicht die Hälfte da ist.

Die königlichen Einkünfte mögen aber so groß seyn als sie wollen, so hat der König Gelegenheit genug, sie los zu werden. Außer den großen Summen, welche er täglich zur Zerstörung von Popo und zur Ueberwältigung von Offra anwendet, seinen nothwendigen Haushaltungsausgaben, den ansehnlichen Opfern, die er seinen Fetischen darbringen muß, hält er beständig viertausend Mann auf den Beinen, die er mit Speise und Trank versorgt. Und ob er gleich seine Unterthanen als Sclaven ansieht; so muß er sie doch, wenn er sie braucht, theuer genug bezahlen.

Die königlichen Ausgaben werden auch durch seine Geschenke an die Europäer sehr stark vermehrt, welche ansehnlich sind, wenn die Personen ihm gefallen. Ihr Tisch wird täglich von ihm mit Schafen, Schweinen, Vögeln und Rindfleische, oder was nur sonst zu haben ist, ingleichen mit Brodte, Früchten, Biere, und was dazu gehört, alles in reichlichem

Maße

Maße versehen. Bey allen Vorfällen zeigt er eine große Pracht, und diese zeigt sich schon an seinen Bedienten.

Die Bedienungen, die er vergiebt, sind von dreyerley Art. Erstlich die Unterkönige, welche Fidalgos oder Governadors genannt werden, und den obersten Stand des Königreichs ausmachen. Diese haben in des Königs Abwesenheit und in ihren Statthalterschaften nach Willkühr zu befehlen, und führen eben so grossen Staat, als der König selbst. Die andern sind die Oberhauptleute, welche hier große Hauptleute genannt werden, und meistens zugleich Unterkönige sind. Die dritten sind die gemeinen Hauptleute, deren eine große Anzahl ist. Ein jeder von ihnen hat seinen besondern Charakter, als: Hauptmann des Marktes, der Sclaven, der Gefängnisse, des Ufers. Außer diesen giebt es noch eine Menge Titularhauptleute ohne Bedienungen. Alle diese Ehrenstellen werden um große Summen von dem Könige gekauft, welcher doch dabey in dem Ansehen steht, als ob er sie aus besondrer Gnade verschenkte.

Die vornehmsten Versammlungen des Staatsraths werden ordentlich des Nachts ge-

halten, außer bey besondern Vorfällen. Ohnerachtet die Erziehung des Königs, so lange er Prinz ist, sehr niederträchtig ist; so wird er doch, so bald er den Thron besteigt, nicht länger als ein Sterblicher, sondern als eine Gottheit angesehen, und alle, die sich ihm nähern, erzeigen ihm eben so viel Ehrfurcht und Hochachtung. Es darf kein Unterthan ohne Erlaubniß zu ihm kommen. Er darf auch nicht anders vor ihm erscheinen, als kniend, oder auf dem Bauche liegend. Wenn sie ihn des Morgens begrüßen; so legen sie sich gerade vor der Thüre nieder, küssen die Erde dreymal, schlagen mit den Händen zusammen, und lispeln einige Worte, die ein Gebet bedeuten. Wenn dieses geschehen ist, so kriechen sie auf allen vieren vorwärts, und wiederholen das vorige. Mit einem einzigen Worte macht er, daß sie zittern. So bald er aber den Rücken wendet, vergessen sie ihre Furcht, und achten wenig auf seine Befehle, indem sie ihn schon mit etlichen Lügen zu befriedigen oder zu hintergehen wissen.

Sie reden nicht eher, als bis der König ihnen Erlaubniß dazu giebt. Alsdann thun sie es mit leiser Stimme in wenig Worten, und

haben

haben dabey das Gesicht allezeit zur Erde niedergebeugt. Niemand, auch die größten Herrn nicht, sind von diesem sclavischen Cärimonielle ausgenommen. Nur allein der Hauptmann des Seraglio und der große Opferpriester haben die Freyheit, in das Seraglio zu gehen, ohne vorher um Erlaubniß anzusuchen. Wenn sie aber mit dem Könige reden wollen, so müssen sie eben diese Umstände beobachten.

Wenn ein Großer des Reichs bey dem Könige Gehör erhält, so geht er in den Palast in Begleitung aller seiner bewehrten Leute, Trommelschläger, Trompeter und Hoboisten. Wenn er an das vorderste Thor kommt, so geben seine Musketiere Feuer, seine Musik läßt sich hören, und sein übriges Gefolge macht ein Jubelgeschrey. Auf solche Art geht er mit seinem ganzen Gefolge in den ersten Hof. Hier legt er seine Kleider, Armbänder, Ringe und seinen Schmuck ab, zieht eine grobe Pagne an, die aus Schilfe und Grase gemacht ist, und in dieser Kleidung wird er von den königlichen Beamten bis an die Thüre des Audienzgemachs geführt, wo er auf die Erde niederfällt. Nach Endigung seiner Audienz begiebt er sich auf

eben diese Art zurück. Während dieser Zeit werfen sich seine Leute, die in dem äußern Hofe warten, gleichfalls auf die Erde. Wenn nun der Herr, der Gehör gehabt hat, wieder zu seinen Leuten kommt; so legt er seine Kleider und seinen Schmuck wieder an, und giebt dem Könige seinen Abschied durch Salven aus dem kleinen Gewehre und den Schall der Trommeln und Trompeten zu erkennen, in welche seine Leute ihre Zurufungen mischen.

Dieses sclavische Cärimoniel ist die Ursache, warum die Großen des Reichs dem Könige selten anders, als bey dringenden Angelegenheiten, ihre Aufwartung machen. Denn es ist vielleicht kein Land in der Welt, wo die Grossen mehrere Freyheiten haben, als hier. Und in der That ist, den Schein der Macht ausgenommen, die Regierung zwischen ihnen und dem Könige getheilt. Dieser darf sich auch nicht in ihre Privatstreitigkeiten mischen, als nur durch seine und der europäischen Directoren Vermittelung.

Wenn ein Unterthan Gehör verlangt, so muß er zum Zeichen an eine Glocke schlagen. Wird er zugelassen, so muß er sich vor dem

hohen

hohen Priester, wenn derselbe zugegen ist, eben so wohl, als vor dem Könige, zur Erde werfen.

Niemand trinkt aus eben dem Glase oder Becher, aus welchem der König trinkt; und wenn von ohngefähr jemand anders ihn mit seinen Lippen berührt hat, so bedienet er sich desselben niemals wieder, wenn er gleich von einem Metalle ist, das durchs Feuer gereinigt werden kann. Wenn Europäer in seiner Gegenwart speisen, welches er sehr gern sieht; so wird die Tafel ziemlich ordentlich gedeckt und bedient. Alle seine vornehmen Herrn liegen, so lange er dabey ist, rings herum auf der Erde, und was die Europäer übrig lassen, wird ihnen gegeben. Sie verzehren es alles begierig, es mag ihnen schmecken oder nicht, und wenn sie es gleich zehnmal besser zu Hause haben. Geschähe es aber nicht deshalb, damit sie die königliche Tafel nicht zu verachten schienen, so würden sie nichts davon anrühren.

Die vornehmsten Herrn, die um ihn sind, speisen täglich in seiner Gegenwart. Ihn aber darf niemand essen sehen, außer seine Frauen. Dieß ist vielleicht anfänglich in der Absicht eingeführt worden, damit er bey dem Volke desto

ſie eher für einen Gott gehalten werden mögte. Doch trinkt er in jedermanns Gegenwart.

Es iſt niemanden erlaubt, die eigentliche Wohnung des Königs zu wiſſen. Ein Reiſender fragte einſt den vornehmſten Günſtling deſſelben: wo der König des Nachts ſchliefe? Aber dieſer antwortete ihm durch eine andre Frage: wo wohnet Gott? Eben ſo unmöglich iſt es, die Schlafkammer des Königs zu wiſſen.

Der König hat prächtige Kleidung von Seide oder goldenen und ſilbernen Stücken. Wenn er aber einen Europäer beſucht, ſo iſt er noch beſſer, als ſonſt, angezogen. Sein Hofſtaat iſt ſchwach, indem er nur von ſeinen Frauen bedient wird.

Die rothe Farbe iſt dem Hofe eigen, ſo daß es niemanden frey ſteht, ſie zu tragen, als dem Könige, ſeinen Frauen und ſeinem Hofſtaate, es ſey in Seide, Baumwolle, Wolle oder Leinen. Die königlichen Frauen tragen allezeit eine Binde von dieſer Farbe, die ſechs Finger breit, und zwey Ellen lang iſt. Sie tragen dieſelbe über ihre Pagnes, binden ſie vorn an, und laſſen die Zipfel herunter hängen.

IX. Haushaltung, Lebensart und Begräbniß des Königs.

Die Unwissenheit und Niedrigkeit, worin der König von Whidah erzogen wird, macht, daß er sich gemeiniglich den Ergötzlichkeiten überläßt, wenn er auf den Thron gelangt, zumal da er seinen Zustand auf eine so erstaunende Art verändert sieht.

Diese Monarchen sind in ihrem Palaste ziemlich müßig. Sie gehen niemals heraus, als drey Monate nach ihrer Krönung, um die große Schlange zu besuchen. Sie verfügen sich auch niemals in das Audienzgemach, ausser wenn die europäischen Directoren oder andre große Herrn etwas mit ihnen zu thun haben, oder wenn sie die Gerechtigkeit unter ihren Unterthanen verwalten. Die ganze übrige Zeit bringen sie in dem Innersten des Seraglio zu, und lassen sich von ihren Frauen bedienen. Unter diesen haben allezeit sechs von der ersten Ordnung die Aufwartung, die mit prächtiger Kleidung und Juwelen geziert sind, an seiner Seite knien, und ihr Gesicht zur Erde neigen. In dieser Stellung suchen sie ihn zu unterhalten, und ihm die Zeit zu ver-

kürzen. Sie kleiden ihn an, warten ihm bey der Tafel auf, und bestreben sich, es einander in Gefälligkeiten gegen ihn zuvor zu thun. Wenn er mit einer allein zu seyn wünscht, so rührt er sie sanft an, und drückt ihr die Hände. Sogleich begeben sich die fünf andern weg, schließen die Thüre zu, und halten Wache, bis der König die glücklich gewordne Frau von sich läßt. Sechs andre lösen diese ab, und diesen folgen beständig neue, so oft der König ein Zeichen giebt.

Die Frauen des Königs sind in drey Klassen getheilt. Die erste besteht aus den allerschönsten jungen Frauen, und hat keine gesetzte Zahl. Diejenige, mit welcher der König den ersten Sohn zeugt, ist die oberste unter ihnen, und wird als die Königin, oder, wie sie es nennen, als des Königs große Frau betrachtet. Sie hat im Seraglio zu befehlen, und niemanden zu gehorchen, als der Mutter des Königs, deren Ansehen groß oder geringe ist, nachdem ihr Einfluß bey dem Könige zu- oder abnimmt. Diese königliche Mutter hat ihr besondres Zimmer am Hofe, und eigne Einkünfte zu ihrem Unterhalte; und wenn sie in Ansehn steht, so fehlt es ihr niemals an gros-

sen

sen Geschenken. Sie muß aber beständig Witwe bleiben.

Die andre Klasse besteht aus denen, welche Kinder von dem Könige gehabt haben, oder die Alter oder Krankheit zum Vergnügen des Königs untüchtig gemacht haben. Ihre Zahl ist gleichfalls nicht bestimmt.

Die dritte und unterste Klasse machen diejenigen Frauen aus, die dem Könige oder seinen Frauen von den beyden ersten Klassen als Sclavinnen dienen. Sie werden aber dem ohnerachtet als königliche Frauen betrachtet, und es steht der Tod darauf, wenn sie mit einer Mannsperson zu thun haben, oder ohne Erlaubniß aus dem Seraglio gehen.

Wenn jemand mit Vorsatze oder durch den unschuldigsten Zufall von der Welt etwas von dem Leibe der königlichen Frauen berührt, so hat er seinen Kopf, oder wenigstens seine Freyheit verloren, und wird zu ewiger Sclaverey verdammt. Daher pflegen alle diejenigen, welche sich bey den königlichen Häusern befinden, laut zu rufen, damit seine Frauen es wissen, daß eine Mannsperson in ihrer Gegend ist.

Es steht keiner Mannsperson frey, in die Mauern des königlichen Palastes hinein zu gehen, außer um das Gebäude auszubessern, oder etwas zu verrichten, was die Frauen nicht thun können. In diesem Falle aber begeben sich die Frauen auf die andre Seite des Hauses. Wenn die Mäurer das Haus mit Ziegeln decken; so schreyen sie beständig, daß die Frauen des Königs sich diese Zeit über inne halten sollen. Denn wenn sie dieselben nur erblicken sollten, so würde es ihnen schon als ein Laster zugerechnet werden. Auf gleiche Art schreyen die Frauen des Königs, wenn sie auf das Feld zu arbeiten gehen, wie sie täglich zu hunderten thun, so oft sie einer Mannsperson begegnen: Aus dem Wege! Diese fällt darauf ohne Verzug auf die Knie oder auf die Erde, und wartet so lange, bis sie bey ihm vorüber gegangen sind, ohne daß er es wagt, sie anzusehen.

Ohnerachtet aller dieser Ehre aber, die andre den Frauen des Königs erzeigen, hat doch der König selbst wenig Achtung für sie. Sie warten ihm bey allen Gelegenheiten wie Mägde auf, und vollziehen alle seine Befehle in seiner Residenz, wie Gerichtsdiener. Das

schlimm-

Das schlimmste ist, daß er sie, so wie sie in der That Sklavinnen sind, auch auf diesen Fuß nach seinem Gefallen an die Europäer verkauft. Hat er keine Sklavinnen in seinen Gefängnissen; so hebt er ohne Cärimonie so viele von seinen Frauen aus, als er für gut findet.

Dieß vermindert aber ihre Anzahl im geringsten nicht. Denn drey von seinen vornehmsten Hauptleuten, als Aufseher des Seraglio, ersetzen ihre Stellen alle Tage mit anderm Frauenzimmer. So oft sie nur eine schöne Jungfer sehen, stellen sie solche den Augenblick dem Könige vor, und niemand von den Unterthanen erkühnt sich, sie ihm abzuschlagen, oder sich zu widersetzen. Wenn eine auf solche Art vorgestellte Frauensperson ihm wohlgefällt; so erweist er ihr die Ehre, sie ein oder zweymal zu liebkosen, und alsdann ist sie verbunden, die übrige Zeit ihres Lebens als Nonne zuzubringen. Aus dieser Ursache sind auch die Frauenspersonen so wenig nach der Ehre begierig, des Königs Gemahlinnen zu seyn, daß manche einen frühzeitigen Tod einem solchen Leben vorziehen.

Da der König von Whidah allein von seinen Frauen bedient wird, so giebt die Königin,

oder die große Frau des Königs, den Großen des Reichs, wenn er stirbt, von seinem Tode Nachricht. Diese müssen ihn drey Monate lang geheim halten, und während der Zeit kommen sie zusammen und vergleichen sich, an welchen von den Prinzen des Königs die Krone gelangen soll, wenn der älteste zur Nachfolge für unwürdig erkannt wird. Wenn diese drey Monate vorüber sind, so wird der Tod des Königs kund gethan, welches für das Volk so viel als ein Zeichen ist, daß es thun darf, was es will. Alle Gesetze, Ordnungen und Polizey scheinen alsdann aufgehoben zu seyn. Diejenigen, welche sich an ihren Feinden zu rächen, oder ihre Leidenschaften zu befriedigen haben, ergreifen diese Zeit, um alle Arten der Unordnungen und der Ausschweifungen zu begehen. Die Klügsten halten sich alsdann inne, weil sie es sich, wenn sie ausgehen, gefallen lassen müssen, daß sie beraubt, geschlagen oder wohl gar ums Leben gebracht werden. Niemand darf sich sicher heraus wagen, als die Europäer und die Großen des Reichs, und sie brauchen die Vorsicht, es so gut bewehrt, und mit einem so starken Gefolge zu thun, daß sie nicht Ursache haben, die Bosheit des Pöbels zu fürchten.

Die Frauen halten sich zu Hause, damit sie nicht Beschimpfungen erdulden müssen: denn die Unordnung und der Lärm ist entsetzlich. Das Beste ist, daß es nur vier oder fünf Tage von der Bekanntmachung des Todes an währet, welche Zeit die Großen anwenden, den Prinzen aufzusuchen, welcher bestimmt ist, den Thron zu besteigen, und ihn in den Palast zu bringen. Unmittelbar darauf werden die Kanonen gelöset, um dem Volke zu wissen zu thun, daß ein König da ist, und sogleich kommt alles wieder in seine vorige Ordnung. Die Handlung geht wieder an, die Marktplätze werden eröffnet, und jedermann denkt an seine Geschäfte wie zuvor.

Sobald der neue König bestätigt ist, läßt er auch ein Edict ergehen, um den Unruhen zu steuern. Und wenn die Großen sich über die Wahl des Königs nicht vergleichen können, so sagen sie dem Volke, um der Fortdauer dieser Unordnungen vorzubeugen, daß sie einen erwählt haben, und lassen das Edict in seinem Namen ergehen.

Die Wahl oder Bestätigung bleibt auch selten lange zweifelhaft. Denn so bald der älteste Sohn des Königs den Tod desselben ver-

 nimmt;

nimmt; so sucht er es durch seine Freunde dahin zu bringen, daß er von dem Hofe und den Frauen seines Vorgängers Besitz nehmen darf. Die Parthey des jüngern Bruders sucht diesen in eben der Absicht gleich bey der Hand zu haben. Denn wer einmal hierin zur Nachfolge gelangt, dem bleibt das Uebrige nicht zweifelhaft, weil das gemeine Volk nicht leicht zugiebt, daß er hernach wieder abgesetzt werde. Alle Frauen des verstorbenen Königs fallen dem Nachfolger zu. Davon sind allein die Mutter des verstorbnen und die Mutter des neuen Königs ausgenommen.

So bald der neue König den Palast in Besitz genommen hat, giebt er Befehl zu seines Vaters Leichenbegängnisse. Dieß wird dem Volke durch die Kanonen kund gethan, deren fünfe des Morgens frühe, fünfe des Mittags, und fünfe beym Untergange der Sonne abgefeuert werden. Bey dem letztenmale erfolgt ein entsetzliches Wehklagen durch den ganzen Palast, aus welchem keine von den Frauen herausgehen darf. Der große Opferpriester, welcher die Aufsicht über das Leichengepränge führt, läßt ein Grab, funfzehn Fuß ins Gevierte, und fünf Fuß tief machen. In der

Mit-

Mitte desselben wird eine neue Vertiefung, acht Fuß ins Gevierte, ausgegraben, die über und über zugedeckt ist, und da hinein wird der Leichnam mit großen Cärimonien gelegt. Darauf sucht er acht von seinen liebsten Frauen aus, die aufs schönste angeputzt sind, und ihm in die andre Welt nachfolgen sollen. Diese sind mit Speisen und Getränken zu seinem Dienste beladen. Auf solche Art werden sie in die Gruft geführt, in welcher sie lebendig begraben werden, oder vielmehr bald von der Erde, womit die Gruft zugefüllt wird, lebendig ersticken.

Nach diesen Frauen werden die Männer herbey geführt, die zu gleichem Ende bestimmt sind. Die Anzahl derselben ist nicht festgesetzt und beruht auf dem Willen des Königs und des hohen Priesters. Da niemand weiß, wen das Loos treffen möge; so suchen sich die Hausgenossen des verstorbenen Königs, sowohl Männer als Frauen, in Zeiten aus dem Wege zu machen, und kommen nicht eher wieder, als bis die Cärimonie vorbey ist. Nur ein einziger von des Königs Bedienten ist schlechterdings verbunden, ihm aus der Welt zu folgen,

 und

und zwar derjenige, der den Namen seines Lieblings führt. Er hat kein besondres Amt im Palaste, und hat auch keine Erlaubniß, hinein zu gehen, als wenn er eine Gnade auszubitten hat. Alsdann trägt er sein Anliegen dem großen Opferpriester vor, und dieser meldet es dem Könige, der ihm auch nichts verweigert, er mag bitten was er will.

Dieser Günstling hat auch das Recht, was er nur will, zu seinem Gebrauche vom Markte wegzunehmen, und niemand darf es ihm verwehren, die Europäer ausgenommen. Er geht in einem langen Rocke mit weiten Aermeln, und in einer Kappe, wie die der Benedictiner. Er kann sie von weißer Leinewand oder von Brocat tragen, und wenn er ausgeht, so führet er einen Stab in der Hand. Er genießt große Ehre, und ist von allen Zöllen, Steuern und Dienstleistungen befreyet. Sein Leben wäre daher glücklich, wenn es nicht auf dem Leben eines andern beruhte. So aber muß es ihm durch den Gedanken verbittert werden, daß es mit dem Leben seines Herrn ein Ende hat. So bald der König stirbt, wird er scharf bewacht, und ist der er-

sie, der seinen Kopf verliert, nachdem die lieb-
sten Frauen des Königs in seinem Grabe er-
stickt sind. Allen denjenigen, welchen das Le-
ben genommen wird, um den König in der an-
dern Welt zu bedienen, wird der Kopf abge-
hauen, und nach der Anordnung des hohen
Priesters werden ihre Köpfe und Leiber zusam-
men gelegt, und um das königliche Grab her-
um beerdigt. Sie werfen über ihnen einen
Hügel von Erde auf, der wie eine Pyramide
aussieht. Darauf stecken sie die Waffen des
Königs, deren er sich bey seinen Lebzeiten be-
dient hat. Rings herum stellen sie eine große
Anzahl Fetische, oder kleine irdene Figuren, wel-
che als Schutzgottheiten dienen, die den Ort
bewachen. Wenn dieses geschehen ist, so reis-
sen sie den Palast bis auf die äußern Mauern
nieder, und erbauen ihn von neuem, nach dem
Geschmacke und dem Willen des neuen Königs.
Bey dieser Gelegenheit werden auch dem Vol-
ke große Geschenke ausgetheilt. Dem neuen
Könige wird auch von dem hohen Priester ein
großes Schwerdt übergeben.

X. Soldaten, Waffen und Kriege von Whidah.

Der König von Whidah kann mit leichter Mühe und ohne Unkosten zwey hundert tausend Mann aufbringen. Die Großen des Reichs sind verbunden, zu diesem Ende eine gewisse Anzahl wohl bewaffneter Mannschaft zu stellen, und diese Truppen müssen sich selbst mit Lebensmitteln versehen; doch bekommen sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, Pulver und Bley von dem Könige. Ein so zahlreiches Heer, das so leicht zu unterhalten ist, könnte diesen Prinzen sehr furchtbar machen, wenn die Einwohner Muth hätten. Statt dessen aber sind sie so schwach, und begehren so wenig, jemanden etwas zu Leide zu thun, daß sie sich nicht wagen werden, fünftausend wohl bewaffnete Mann anzugreifen, wenn es gleich nur Negern von der Goldküste sind: ja sie trauen sich nicht einmal, ihnen ins Gesicht zu sehen.

Die Ursachen hievon sind, weil die Neigung zum Ackerbau und Handel bey ihnen die Neigung zum Kriege überwältigt; weil sie gemeiniglich unwissende und feige Anführer haben; und endlich, weil sie sich sehr vor dem

Tode fürchten. Ihre Kriegszucht ist äußerst schlecht. Die Art, wie sie sich in Schlachtordnung stellen, ist so unregelmäßig, daß zwey tausend regulirte europäische Truppen leicht hundert tausend Negern in die Flucht bringen würden. Geschütz führen sie nie mit ins Feld, theils weil es ihnen an Kamelen oder Pferden fehlt, um es fortzubringen, theils weil sie keine Belagerungen zu unternehmen brauchen. So verzagt diese Schwarzen aber auch zu Hause sind, so verzweifelt tollkühn sind sie hingegen in Amerika. Die Ursache davon liegt ohne Zweifel darin, daß eben das, wovor sie sich dort fürchten, sie hier zu Heldenthaten treibt, nämlich die Sklaverey, die das unausbleibliche Schicksal der Kriegsgefangenen ist. Indessen können sie doch, so feige sie auch sind, nie in Frieden leben, sondern fangen oft und aus geringen Ursachen Kriege an.

Ihre Art zu fechten ist diese. Ein jeder vornehmer Herr führt seine Leute an, welche ohne alle Ordnung in große Haufen gestellt werden. Sind sie zahlreicher als ihr Feind, so suchen sie ihn zu umringen. Sind aber beyde Theile gleich stark, so ist der Krieg bald geendigt, und jeder Theil zieht sich, so hurtig als er kann,

zurück. Läßt sich dieß nicht thun, so macht sie die Gefahr verzweifelt, weil sie wissen, daß sie überwinden oder sterben, oder Sklaven werden müssen. Alsdann machen sie den Anfang mit lautem Geschrey, mit Schimpfen und Drohungen; sie geben aus ihrem kleinen Gewehre Feuer, und ihre Trommeln und Trompeten machen ein entsetzliches Getöse. In einem Augenblick ist die Luft mit einer Wolke von Pfeilen überdeckt. Sie rücken immer näher an einander, schießen ihre Assagayen und Wurfspieße los, und bedecken sich mit ihren großen Schilden, so daß man kaum ihre Köpfe sehen kann. Auf solche Art wird das Treffen hitzig, der Lärm nimmt überhand, und sie kommen mit ihren Säbeln und Messern zum Handgemenge. Ihre Wut ist so groß, daß sie selten Quartier geben, und das Blutvergießen also gemeiniglich sehr groß ist. Endlich ergreift der schwächste Theil die Flucht. Die Ueberwinder setzen nach, und machen so viele Sklaven als sie können. Sodann gehen sie auf das Schlachtfeld zurück, und ziehen den Todten ihr Lendentuch ab, welches bald geschehn ist. Diese, das Gewehr und die Köpfe ihrer Feinde, die sie zum Zeichen ihrer Tapferkeit abhauen, nehmen sie mit sich fort.

Der

Der König, welcher mit seinen Frauen in dem Seraglio bleibt, empfängt das siegreiche Heer auf dem Throne sitzend, rühmt ihre Dienste, belohnt sie dafür, und nimmt für sich den zehnten Kopf von den gemachten Sklaven. Wenn dieß geschehn ist, so geht jeder nach Hause, heftet die mitgebrachten Köpfe an, und verkauft seine Sklaven an die Europäer. Manchmal erbieten sich ihre Angehörigen, sie loszukaufen; aber die Besitzer halten sie immer um einen so übermäßigen Preis, daß selten einer von ihnen loskommt.

Sie halten es für keine Schande, ihr Gewehr wegzuwerfen, und vor dem Feinde zu fliehen, da ihnen ihre großen Herren hierin ein gutes Exempel geben. Wenn sie nur sicher nach Hause kommen können, so fürchten sie sich nicht vor Verweisen.

Die Schwarzen von Whidah haben darin einen großen Vortheil über ihre Nachbarn, daß sie mit Feuergewehr gut versehen sind, und damit wohl umzugehen wissen. Ihre übrigen Waffen sind Bogen und Pfeile, Hirschfänger und Spieße. Aber ihr liebstes Gewehr, auf welches sie sich am meisten verlassen, ist eine Art von Keulen.

Flinten, Pulver und Bley erhalten sie von den Europäern. Die erstern, die nicht von der besten Art sind, wissen ihre Handwerksleute sehr gut zu verbessern, und in gutem Stande zu erhalten.

Sie führen alle Schilde, die wenigstens vier Fuß lang, und beynahe zwey Fuß breit sind. Sie werden mit Ochsen oder Elephantenhäuten überzogen. Weil ihnen diese aber zu schwer sind, so gebrauchen sie sie selten, und machen sich andre aus Binsen, die von guter Arbeit und so fest sind, daß kein Pfeil durchdringen kann.

Ihre Bogen sind groß und stark, gemeiniglich fünf Fuß lang, und aus hartem zähen Holze gemacht, welches sich häufig in den Wäldern an dem Eufrates findet. Dieser Bäume sind zu viel, als daß sie für Gottheiten gelten könnten. Die Pfeile sind von Rohr, mit einer eisernen Spitze, welche sie selbst schmieden und fest anlöthen, oder auch mit einer hölzernen, die im Feuer abgehärtet, und alsdann zugespitzt wird.

Die Europäer versehen sie mit Hirschfängern oder Säbeln, von denen manche gerade ausgehen, und andre gebogen oder am Ende breit

breit sind. Diese Waffen sind groß und schwer, und zeugen von der Stärke derer, die sie führen. Die Klingen sind drey Fuß lang, und diejenigen, welche ihre eignen Schwerdtfeger machen, sind noch schwerer und schärfer. Diejenigen, denen die stählernen zu kostbar sind, lassen sich welche von Holz in eben der Form, aber noch schwerer und gröber machen. Sie zerschneiden nichts, schicken sich aber sehr gut, einen Arm oder Hirnschädel entzwey zu schlagen.

Statt derselben haben sie manchmal hölzerne Keulen. Diese sind eine Elle lang, und fünf bis sechs Zoll dick, sehr rund und eben, und haben am Ende eine Kolbe eine Hand breit, und drey Finger dick. Jeder ist mit fünf oder sechs solchen Keulen versehen. Sie sind aus sehr schwerem Holze gemacht, und die Whidahschwarzen sind so geschickt, sie zu werfen, daß sie ihren Feind etliche Schritte weit treffen können. Wo sie hinfallen, da zerschmettern sie alles, und zerbrechen die Glieder. Die Schwarzen von der Goldküste fürchten sich davor fast eben so sehr, als vor den Musketen. Manche von diesen Kolben sind mit Nägeln versehen. Den Keulen, welche die Wilden in Nordamerika gebrauchen, sind sie sehr ähnlich.

Ihre

Ihre Spieße sind ordentlich vier Fuß lang. Der Schaft ist in der Mitte stärker als an den Enden, welches den Nachdruck des Streiches vermehrt und das Zielen gewisser macht. Die Spitze ist von zackigem Eisen, wodurch die Wunde gefährlicher wird. Haben sie hölzerne Spitzen, so sind diese auf gleiche Art gemacht. Aber die Gewohnheit, die Pfeile zu vergiften, die auf der westlichen und Goldküste herrscht, findet man bey den Whidahern nicht.

Ihre Assagayen sind von den Spießen in der Länge und Gestalt der Spitze verschieden. Beide Waffen gebrauchen sie mit großer Geschicklichkeit, und sind im Stande, ein Kronenstück auf dreyßig Schritte weit zu treffen. Jeder Soldat, der keine Flinte hat, ist mit einem Schilde, einem Säbel oder Keulen, einer Assagaye und zwey oder drey Spießen versehen.